

Road to Forgiveness

Martina Riemer

Für jene, die einmal zerbrochen sind.

Für alle, die weitergemacht und gekämpft haben.

1. Kapitel

Adam Lambert – »Mad World«

Ava – Herbstanfang, Gegenwart

Wie lebt man ein Leben, das einmal perfekt erschien und nun in Scherben vor einem liegt?

Ich wusste es nicht. Wollte es nicht wissen. Gleichzeitig hatte ich Angst, es nie zu erfahren, oder es doch zu tun. Dieses Wissen konnte mich jedoch nicht aus meinem derzeitigen Zustand herausreißen, der sich wie ein Wachkoma anfühlte – ein belangloses, angenehm taubes Dahindriften. Und ich hatte keine Ahnung, ob ich das überstehen würde. In dem einen Moment war noch alles in Ordnung gewesen: Familie und Liebe ein Teil meines Lebens, die Zukunft so reich und voller Möglichkeiten vor mir. Nur einen Wimpernschlag später war alles anders. Noch immer konnte ich das Quietschen und die Schreie hören, wobei ich nicht wusste, ob diese von mir gekommen waren. Zu einer anderen Zeit, in einem anderen Leben. Nun war alles weg und es gab bloß noch Schmerz, Trauer und Einsamkeit. Letzteres hatte ich mir selbst ausgesucht und dabei würde es auch bleiben. Mir war bewusst, wie unfair es meinen Eltern und meiner Familie gegenüber war. Auch wenn man weiß, dass etwas falsch ist, kann man es oft nicht ändern. Genauso erging es mir, seit es passiert war, jeden Tag, und es halfen kein gutes Zureden, keine Therapien, die ich besucht hatte, oder Pillen, die ich einwerfen sollte, um mich aus der Depression zu reißen, die jetzt mein Leben war. Es half auch eindeutig nicht, wie ein Idiot auf der kalten Tribüne zu sitzen und auf die Laufbahn zu starren.

Besonders, wenn ein einsamer Läufer Bahn um Bahn lief und jede weitere Runde meine Kehle verengte, mich immer weiter erstickte. Obwohl ich wusste, wie falsch es war, grub ich die Fingernägel in meinen linken Handballen, kratzte über den Schorf am Handgelenk und hörte erst auf, als ich eine warme Flüssigkeit spüren konnte. Beinahe erleichtert seufzte ich, als mir der brennende Schmerz Tränen in die Augen trieb, gleichzeitig jedoch den grausamen Druck in meinem Inneren entweichen ließ, ihn erträglicher machte, als könnte ich erst jetzt wieder richtig atmen.

Der Wind blies stärker, rollte vom Meer ausgehend über die Küste und das Universitätsgelände der Stadt San Francisco. Mir wehten die hüftlangen, rabenschwarzen Haare in die Augen, was sie kurz tränen ließ. Was natürlich *bloß* am Wind lag.

Nachdem ich mir die Strähnen und die feuchte Spur von der Wange weggewischt hatte, sah ich aus dem Augenwinkel, dass ich auf der Tribüne nicht so alleine rumsaß, wie ich gedacht hatte. In der untersten Reihe, am anderen Ende der Tribüne, saß ein Typ, mit den Ellbogen auf die Knie gestützt, sein Gesicht ebenfalls der leeren Rasenfläche zugewandt, die von der Laufbahn eingesäumt wurde. Dabei hatte er das Kinn auf seine verschränkten Finger gelegt und ich konnte nur sein Profil sehen. Vermutlich einer aus den verschiedenen Sportteams an der Uni, der im Geiste seine Spieltaktik oder Siegesrufe durchging.

Neid durchstieß meine Wut und Traurigkeit - ein Gefühl, das ich noch weniger leiden konnte als die anderen beiden. Aber diese drei gingen oft Hand in Hand wie Geschwister, die man nicht trennen konnte.

Da ich nicht länger alleine war, hatte ich keine Lust, sitzen zu bleiben und Trübsal zu blasen; das konnte ich auch in meinem Zimmer. Außerdem sollte ich langsam meine Sachen aus den Kartons auspacken, da in zwei Tagen mit Anfang September mein erstes Unisemester begann - der Start in mein neues Leben. Ob ich nun Freude dabei empfand oder nicht. Mir war klar, wie erdrückend und undankbar ich war. Dieses Leiden ging mir genauso auf die Nerven wie wohl jedem anderen auch, doch ich konnte partout nicht aus meiner Haut. Seufzend stand ich auf und schnappte beim Davongehen meinen schwarzen Rucksack, der mit Sicherheitsnadeln verziert war, um zumindest kleine Akzente in all dem Schwarz zu setzen. Auf diese hatte meine dreijährige Nichte bestanden, auch wenn ich sie nicht alleine damit hatte herumhantieren lassen. Sie war von ihrem Projekt ›Rucksack verzieren‹ nicht abzubringen gewesen, egal wie lange und oft ich »Nein« gesagt hatte oder wie mies ich sonst zu allen gewesen war. Aber es war eben meine Nichte Sookie und gegen ihre süßen, blonden Locken und ihr einnehmendes Lächeln konnte man einfach nicht bestehen. Oder ihrem Geschrei, wenn sie etwas nicht bekam und sich hysterisch auf dem Boden wälzte. Der Wind strich erneut durch meine Haare und gab meine Sicht durch den dunklen Vorhang frei, wodurch ich beim Vorbeigehen einen raschen Blick auf den Typen werfen konnte, der nicht aufsah. Er musste definitiv ein Sportler sein, das verriet mir sein Körperbau und das enge Shirt, das um seinen Brustkorb und die Oberarme spannte. Er sah jedoch nicht zu aufgeblasen aus, weshalb ich ihn nicht zu den übertrainierten Quarterbacks zählte. Seine Haare schätzte ich blond, was schwer zu sagen war, da er sie kurz geschoren

trug. Und seine Augen waren ... Ungelenk stolperte ich, behielt gerade noch mein Gleichgewicht, als ich dieselbe Sehnsucht und diesen tiefen Schmerz in seinen Augen las. Die gleichen Qualen, die ich selbst kannte, die mir jeden Tag aus dem Spiegel entgegenschrien.

Er blickte auf und für einen Moment fühlte ich mich wie in einem Vakuum, als würde die Zeit stillstehen und alles verschlucken, was um mich herum passierte. Was vollkommener Schwachsinn war und mich daran erinnerte, vielleicht doch bald wieder meinen Psychiater aufzusuchen. Nicht zum Reden, aber für neue Medikamente.

Der Bann, der mich eben überkommen hatte, brach jäh ab, als er den Mund aufmachte. »Hi. Alles in Ordnung mit dir?«

Er hatte einen ungewöhnlichen Akzent, den ich nicht zuordnen konnte, der jedoch deutlich machte, dass er nicht aus Amerika stammte. Was mir am meisten zu schaffen machte, war nicht diese unbeantwortete Frage seiner Herkunft, sondern dass es mich interessierte. Mich hatte schon lange nichts mehr interessiert.

»Hallo? Hast du dir was verknackst?«, fragte er erneut und dieses Mal trat sein Akzent noch deutlicher hervor, als würde dieser stärker durchkommen, wenn er sich sorgte.

Europäisch, aus dem deutschsprachigen Raum vielleicht?

Weiter kam ich mit meinen Überlegungen nicht, denn er machte Anstalten aufzustehen. Was ich auf jeden Fall vermeiden wollte. Schnell schüttelte ich mit zusammengepressten Lippen den Kopf und schleppte mich fort Richtung Parkplatz, während ich bemerkte, wie mir die Hitze ins Gesicht stieg. Etwas, das ich eigentlich seit *damals* abgelegt hatte.

Nachdem ich einige Schritte davongehastet war, hörte ich ihn noch einmal nachfragen, ob mit mir alles okay wäre. Zu mehr als einem Wink mit der Hand, der alles hätte bedeuten können, war ich nicht in der Lage, und stakste davon. Das Knirschen der Sitzfläche der Holztribüne ließ mich erleichtert aufatmen. Das sichere Zeichen dafür, dass er sich wieder gesetzt hatte und mir nicht folgen würde. Zum Glück läutete in diesem Moment mein Handy und holte mich aus meinen Gedanken über diesen Typen, den ich hoffentlich nicht so schnell wiedersehen würde.

Nat - Zur gleichen Zeit

Ich war einmal ein netter Typ gewesen. Wirklich. Einer von den Guten. Aber das war Vergangenheit. In meinem Inneren war ich nun so dunkel wie schmieriges Öl, das sich nicht mehr abwaschen lässt, egal was man versucht. Da half kein Therapeut, kein Reden mit meiner Schwester Sarah oder ihrem Freund und meinem besten Kumpel Johnny, die es immer wieder versuchten. Ich machte es ihnen nicht zum Vorwurf, nicht aufgeben zu wollen, da sie in ihren Erinnerungen noch immer den *guten* Nat vor sich sahen. Der Nat, der gerne in einem Verein mit anderen Jungs Fußball spielte, backte, das Frühstück machte und andere aufheiterte, wenn es ihnen scheiße ging. Aber das war vorbei. Ich redete nicht mehr viel - machte schon gar keine Scherze -, hatte keine Hobbys, zog mich immer weiter in mich zurück und wollte nur meine Ruhe.

Willkommen im Schneckenhaus.

Seit einem Monat waren wir drei - Sarah, Johnny und ich - in Amerika, genauer gesagt in San Francisco, und hatten unsere

Zelte im Domizil von Kelsey aufgeschlagen. Das Haus war der Hammer, lag unglaublich gut entlang der schicken South Bay und bot vom Obergeschoss aus einen einzigartigen Blick auf die in der Ferne liegenden Golden Gate Bridge. Kelsey war eine gute Freundin der beiden, die auch mit mir befreundet sein wollte. Sogar ziemlich vehement, egal wie oft ich murrte und versuchte, ihr verständlich zu machen, nicht der Richtige zu sein, um Spaß zu haben.

Bisher hatten Sarah und Johnny gut als Puffer fungiert und mit ihr Zeit verbracht, aber die beiden waren seit heute mit ihrer Zwei-Mann-Band ›Hallelujah's Rising‹ auf einer Musiktour durch den Bundesstaat und ich ahnte Böses. Solche Mini-Touren würden sie in der nächsten Zeit öfter unternehmen, da das Label der Shaw-Morrison-Group sie unter die Fittiche genommen hatte, deren Besitzer Kelseys Onkel war. Zwar betonten die beiden, nur für eine gewisse Zeit in den Musikhimmel zu schnuppern, weil sie eine andere Ausbildung und Jobs für ihre Zukunft planten, aber momentan genossen sie es.

Sarah hatte vor, später etwas in Webdesign, Gestaltung und Werbung zu machen, wohingegen Johnny aufgrund seiner Kindheit eine Ausbildung als Erzieher machen wollte, um später besonders im Bereich Jugend-Sozialbetreuung in Kinderheimen oder der Fürsorge zu arbeiten. Momentan lebten sie ihren Traum, den ich ihnen so wenig wie möglich vermiesen wollte. Daher hatte ich sie gestern Nachmittag breit lächelnd verabschiedet, Sarah mehrmals versichert, alles wäre in bester Ordnung und sie diese Zeit genießen und sich auf keinen Fall um mich sorgen sollte.

Zum Abschied hatte ich Sarah umarmt und ihr ins Ohr geflüstert: »Passt auf euch auf und meldet euch.«

Ihre Antwort war ein lächelndes Zwinkern gewesen und ich wusste, wie sehr sie sich freute, da wieder ein wenig meines besorgten Wesens durch die dunkle Fassade geschienen hatte.

»Mache ich, großer Bruder.«

Als Nächster war Johnny an der Reihe gewesen, dem ich freundschaftlich auf den Rücken geklopft hatte. »Gib ja Acht auf sie und wehe, ich höre etwas Negatives ... Du weißt schon, ich will es zwar nicht, aber meine angedrohten Prügel werden dann immer noch zum Einsatz kommen.«

Sein wölfisches Grinsen wäre für mich Antwort genug gewesen, doch er wollte es dennoch genauer ausführen: »Keine Sorge, ich werde sie behüten wie meinen Augapfel und *alle* ihre Wünsche erfüllen. Ehrlich, damit meine ich *jeden* einzelnen.«

Typisch Johnny, er musste immer übertreiben, aber er tat es mit so einem gewinnenden Lächeln, bei dem man ihm nicht böse sein konnte. Ich wusste nicht, wie er das tat, doch er schaffte es jedes Mal. So wie kleine Kinder, die etwas anstellten, wie das ganze Wohnzimmer mit Schokoladeneis zu bekleckern oder weiße Wände mit Buntstiften zu bemalen. Aber wenn sie einen dann mit diesen unschuldigen Augen angrinsten, war alles vergessen.

Ich hatte daher bloß den Kopf geschüttelt und ebenfalls grinsend geantwortet: »So genau will ich das nicht wissen, Mann. Sie ist meine kleine Schwester. Wenn du nicht die Klappe hältst, kannst du die Prügel auch gleich beziehen.« Schelmisch hatte es in Johnnys Augen gefunktelt. »Ach, du weißt doch, ich steh auf Schläge.«

»Idiot«, war es von mir und von ihm postwendend zurückgekommen: »Selbst.«

»Jungs, ich stehe wie immer neben euch, wenn ihr über mich redet. Hört auf damit, auch wenn ihr dabei ja wirklich süß seid. Aber es reicht, wir müssen los.«

»Ja, okay«, hatte Johnny geantwortet und war schlagartig wieder ernst geworden. Im Vorbeigehen hatte er mir auf die Schulter geklopft, nach Sarahs Hand gegriffen, um zum Wagen zu gehen. Nach einem kurzen Lächeln von ihr waren sie in ihren *Tourbus* gestiegen - ein teils verrosteter, blauer VW Polo mit etlichen Stickern beklebt, die Kelsey gesponsert hatte, um eben diese Rostflecken zu verbergen - und waren losgefahren. Kelsey hatte ihnen ein Leasingauto besorgen wollen, was die beiden vehement abgelehnt hatten, weshalb Kelsey ihnen nur auf diese Weise helfen konnte. Ich hatte ihnen noch lange hinterher gesehen, auch noch, nachdem sie längst aus meinem Blick verschwunden waren.

Es war wohl ganz gut, dass sie jetzt unterwegs waren, mich nicht ständig sorgenvoll musterten, und nicht mit ansehen mussten, wie ich immer mehr in die Dunkelheit abrutschte. Sie konnten mir nicht helfen, warum also sollte ich sie dabei zusehen und leiden lassen? Es alleine mit mir auszutragen, war das Einzige, das ich machen konnte, um sie zu beschützen.

Denn ich hatte mich vollkommen verloren, war ein anderer Mensch geworden, einer, den ich selbst nicht mehr im Spiegel erkannte. Nur die beiden wollten es nicht wahrhaben. Doch früher oder später würden sie es ebenfalls erkennen und mich, bei Gott, dann endlich in Ruhe lassen. Damit ich

alleine vor mich hinvegetieren und das *Sein* über mich ergehen lassen konnte, das man Leben nennt.

Die erste äußerliche Veränderung hatte ich gestern Abend durchgezogen, nachdem sie weg waren: Ich hatte meine blonden Locken abrasiert, die Sarah oder meine Mum und Großmutter immer geliebt hatten. Jedoch erinnerten mich diese Haare im Spiegel daran, wer ich einmal gewesen war und nie wieder sein würde. In mir war etwas zerbrochen und es war an der Zeit, dies auch andere sehen zu lassen.

Und sie hatten mich gesehen – zumindest Kelsey. Denn wie ich bisher mitbekommen hatte, kannte sie das Wort Privatsphäre nicht, oder hatte es schon vor langer Zeit aus ihrem Vokabular gestrichen. Gestern Abend war sie einfach so in das zu meinem Zimmer gehörige Bad marschiert, um sich mit verschränkten Armen an den Türrahmen zu lehnen. Ich war gerade mit dem Abrasieren auf drei Millimeter Haarkürze fertig geworden und räumte die letzten Reste sauberlich weg. »Was geht denn bei dir ab, Hübscher? Hast du einen Hitzeschlag bekommen oder machst du jetzt einen auf Vin Diesel? Versteh mich nicht falsch, du bist echt gut gebaut«, hatte sie gesagt, während ihr Blick eindringlich über mich hinweggestrichen war, um ihre Aussage noch weiter zu bekräftigen, »aber an Diesel reichst du leider nicht heran. Da hilft es auch nichts, dir wie er die Haare fast abzurasierern.«

Zur Antwort hatte ich unbeteiligt mit den Schultern gezuckt, als wäre es keine große Sache, obwohl es genau das war. Zumindest für mich. Wahrscheinlich auch für Sarah, bestimmt für meine verstorbene Mum und Großmutter – aber die waren beide nicht mehr da, also wen kümmerte es?

»Neuer Wohnort, neuer Haarschnitt. Macht man doch so. Außerdem müsste es gerade dir gut gefallen, immerhin ist deine rechte Seite auch geschoren. Wenn du dich beim Rest ebenfalls trauen würdest, könnten wir im Partnerlook gehen. Oder gefällt es dir nicht?«

Daraufhin hatte sie mich als erneute Anspielung auf Vin Diesel »Ach, Vinny, Vinny, Vinny«, genannt, weshalb ich kurz den Mund verzogen, mir aber sonst nichts hatte anmerken lassen.

Sie war näher getreten. »Ich find's, ehrlich gesagt, erschreckend gut. Aber du hast auch mit den ganzen Locken als blonder Engel nicht schlecht ausgesehen. Damit wirkst du jetzt viel härter, unnahbarer. Gibt dir so einen verruchten Touch«, plapperte sie weiter, tippte dabei mit dem Zeigefinger auf ihre Hüfte. Plötzlich bekam sie große Augen und streckte den Finger in die Luft empor. Dabei sah sie ein klein wenig aus wie Wickie aus der gleichnamigen Zeichentrickserei. Früher hätte ich diesen Gedanken laut geäußert und gelacht. Jetzt nicht mehr. Vermutlich hätte sie mir sowieso keine Zeit dafür gelassen, denn Kelsey fuhr unbeirrt fort: »Ah, deshalb mussten die Haare fallen! Du schlimmer Finger! Du willst wohl die Mädels, die auf böse Buben stehen, ansprechen. Sehr subtil, muss ich sagen.« Mit ihren schlanken Fingern hatte sie über meine Stoppelhaare gestrichen, schließlich zufrieden genickt und ein Grinsen war auf ihrem Gesicht erschienen. »Zugegeben, fühlt sich richtig sexy an. Wenn ich nicht Frauen bevorzugen würde, hättest du gute Chancen, Vinny.«

Ich hatte geseufzt. Tief, sehr tief. »Witzig. Wie lange willst du das mit dem neuen Namen nun durchziehen?«

»Hm, bis es mir zu langweilig wird, was nie im Leben passiert. Oder einfach nur so lange, bis du wieder Engelshaare trägst. Und dann kann ich dich ja wie den Erzengel - Michael - nennen. Schön wie eine Heldenstatue, aber unnahbar wie ein Engel. Wahnsinn. Das wird ein Spaß!«, hatte sie lachend geantwortet, nur um im nächsten Moment aus dem Raum zu verschwinden und mich grummelnd und nachdenklich zurückzulassen. Seitdem dachte ich ständig nach und es nahm gar kein Ende mehr. *Würde es das je?*

Gerade eben kam ich mir selbst beinahe lächerlich und wie ein verheultes Weichei vor, wie ich hier auf die Rasenfläche in der Mitte der Sportanlage blickte. Es war jämmerlich, so richtig schwach, trotzdem konnte ich nicht aufstehen, noch nicht einmal den Blick abwenden. Dabei rasten immer wieder die letzten Momente an meinem geistigen Auge vorbei: die letzten Sekunden, bevor ich meine Mum gefunden hatte; die letzten Sekunden, bevor ich mich bis zur Besinnungslosigkeit besoffen hatte; die letzten Sekunden, bevor ich von der beschissenen Fahrbahn abgekommen war. Es hätte weit schlimmer ausgehen, ich hätte tot sein können, trotzdem saß ich hier und jammerte rum wie ein Mädchen.

Was ist nur aus mir geworden? Wie konnte das passieren?

Das Wissen, noch zu leben, half mir nicht über die Schmerzen hinweg, die ich in meinem linken Bein verspürte, nachdem es sich verdreht und einen mehrmaligen, offenen Bruch erlitten hatte. Oder über die Tatsache, dass ich meine Mum, Oma, Sarah und alle anderen enttäuscht hatte, schon vor dieser

Sache mit dem Autounfall. Oder über den Wunsch, wie früher über diesen Rasen laufen zu können, um meiner Leidenschaft, dem Fußballspielen, nachzugehen - die Schmerzen würden das nicht zulassen, nie wieder. Dieser Sport war für mich Geschichte, zumindest auf professioneller Ebene in einem guten Verein.

Plötzlich riss mich eine Gestalt, die vor mir stolperte, aus meinen tristen Gedanken. Kurz befürchtete ich, sie würde komplett der Länge nach auf die Nase fallen, aber sie fing sich noch und blieb aufrecht stehen. Ich blickte in ihr Gesicht. Zwei hellgraue Augen starrten mich an, die mit dickem, schwarzem Lidstrich umrandet waren. Obwohl sie einen grimmigen Ausdruck zur Schau trug, der deutlich machte, man sollte sich von ihr fernhalten, hatte sie ein hübsches Gesicht mit feinen Zügen. Trotz dieser grässlichen, dunklen Augenschminke, die beinahe wie eine Kriegsbemalung wirkte; eine Verkleidung, eine abwehrende Maske. Erst jetzt bemerkte ich auch ihre fast ausschließlich schwarzen Klamotten, was meinen Eindruck verstärkte.

Und obwohl sie äußerlich eine harte Schale um sich gelegt hatte, war da etwas sehr Zerbrechliches an ihr, etwas, das mich ansprach. Nicht als Mann oder auf irgendeine abartige, sexuelle Weise. Sondern meine alte Seite, den guten Nat, der ich früher gewesen war. Der mit Menschen gesprochen hatte, höflich und freundlich gewesen war und hatte helfen wollen. Aus dem alten Drang heraus fragte ich sie deshalb, wie es ihr ging, ob alles okay wäre oder sie sich wehgetan hätte. Da sie nichts erwiderte, mich bloß für einen Moment anstarrte wie ein verschrecktes Rehkitz, machte ich mir schließlich tatsächlich Sorgen um sie. Erst als ich mich

hochhieven wollte und noch mal fragte, ob alles klar wäre, wurde sie aus ihren Gedanken geholt und ihre düstere Miene trat wieder in den Vordergrund. Mehr als ein grimmiges Nicken - kein »Nein, danke« oder irgendein Wort - und einen kurzen Wink mit der Hand bekam ich nicht von ihr.

Sie verwirrte und stellte mich vor ein Rätsel, obwohl es mir egal sein sollte. Dennoch war ich neugierig, warum sie derart ablehnend auftrat, wieso kurz Panik in ihren Augen aufgeflackert war, als ich ihr hatte helfen wollen. War sie schon immer so gewesen? Oder war sie so jemand wie ich, ein Mensch, der sich grundlegend verändert hatte?

Auch als sie schon lange aus meinem Blickfeld verschwunden war, kreisten meine Gedanken noch eine Zeit lang um dieses Mädchen, das für einen flüchtigen Moment wieder das Gute aus mir herausgekitzelt hatte.

2. Kapitel

Vance Joy – »Best That I Can«

Ava – im Frühling zuvor

Bilder schießen vor meinem inneren Auge vorbei. Dunkelheit, Regen, ein Lichtblitz, auf mich zurasende Bäume, Schreie, Schreie, Schreie ...

Mit einem Aufkeuchen erwachte ich und stellte erleichtert fest, dass die Schreie nur in meinem Kopf widerhallten und ich nicht, wie so viele Nächte zuvor, im Schlaf geschrien hatte. Sonst wäre meine Mum längst in meinem Zimmer gewesen und hätte beruhigend auf mich eingeredet. Das ging mir durch den Kopf, als neben mir der Wecker zu läuten begann und mich nicht aus dem Schlaf, sondern aus meinen Gedanken riss.

Mit zittrigen Fingern strich ich mir den Schweiß von der Stirn und schüttelte den letzten Rest des Traumes fort.

Mechanisch, wie an jedem anderen Tag, stand ich auf, zog mich an und machte mich für die Schule fertig. Nur dauerte es dieses Mal doppelt so lange wie früher und ich war viel nervöser. Wobei ich deutlich weniger darauf achtete, ob meine Klamotten zusammenpassten oder mein Make-up saß. Denn ernsthaft? Ich hatte definitiv andere Probleme.

Humpelnd stieg ich die Treppe hinunter und ging in die Küche, in der bereits meine Mum und mein kleiner Bruder Aston plauderten. Sie unterhielten sich über die bevorstehende Woche, über Schulprojekte von Aston und was sonst anstand.

Vor Schreck, mich zu sehen, hätte Mum beinahe die Kaffeekanne fallen lassen, fing sich aber im letzten Moment

gerade noch. Dennoch zeichneten sich tiefe Sorgenfalten auf ihre Stirn, die wohl nie wieder weggehen würden. Und das alles wegen mir. Schuldgefühle, die nun immer Teil meines wachen Zustandes waren, machten sich stärker bemerkbar. Ich hatte schon eine Familie zerstört, ich wollte dasselbe nicht bei uns anrichten.

Beschwichtigend lächelte ich ihr zu und versuchte ganz normal zu wirken, aufmunternd und gefestigt. Auch wenn ich mich überhaupt nicht so fühlte.

»Schatz, warum bist du denn schon auf? Willst du dich nicht noch ein wenig ausruhen und schlafen?«

Ich schluckte meine Widerworte hinunter und behielt eine neutrale, freundliche Miene bei, um Mum nicht zu verletzen. Für sie war es ebenfalls nicht leicht gewesen, aber manchmal übertrieb sie es einfach mit ihrer Fürsorge. Daher setzte ich mich an den Tisch, schnappte mir ein Brötchen und begann es mit Erdnussbutter und Marmelade zu bestreichen - alles ganz normal, wie an all den Tagen zuvor.

»Heute ist Schule und ich habe mich die letzten Wochen lange genug ausgeruht, Mum. Ich muss wieder raus und lernen, sonst hinke ich viel zu weit hinterher.«

Sichtlich unschlüssig schob sie sich eine hellbraune Strähne hinters Ohr, dieselbe Haarfarbe, die mein Bruder und ich ebenfalls teilten, und kam an den Tisch. Mum beugte sich vor und griff nach meiner freien Hand. Nachdrücklich spürte ich den Druck ihrer Finger. »Wegen der Schule. Darüber haben wir doch geredet, und dein Dad und ich fänden es wirklich am besten, wenn du die restliche Zeit, wie besprochen, zu Hause unterrichtet wirst. Das wäre für alle Beteiligten die beste Lösung.«

Ich konnte nicht anders, als bei ihren Worten kurz zusammenzuzucken, obwohl ich versuchte, mich so wenig wie möglich zu regen. Schämten sie sich für mich? Wollten sie nicht, dass mich andere sahen, oder hatten sie Angst vor dem Getratsche? Aber nein, das war sicher nicht der Grund und mein rationales Denken übernahm wieder die Oberhand. Sie machten sich bloß Sorgen, was ich verstehen konnte. Alles hatte sich verändert und ich war kein Kind mehr, ich musste ruhig und besonnen bleiben. »Danke, Mum, das ist lieb von euch, wirklich. Aber ich möchte zur Schule gehen. Ich packe das, bitte. Das ist mein *Abschlussjahr*, die letzten Monate. Und die will ich dort verbringen wie ein normaler Teenager.« Obwohl der letzte Satz gelogen war. Eigentlich hatte ich Angst davor, nach der langen Zeit im Krankenhaus und der Rehabilitation wieder in die Schule zu gehen und mich dieser unangenehmen Situation zu stellen. Nicht nur, weil sich die anderen Schüler das Maul über mich und Sam zerreißen würden, sondern auch, weil ich unweigerlich auf seine kleine Schwester stoßen würde, meine ehemals beste Freundin Stephanie. Sein älterer Bruder Jordan war zum Glück schon am College, also hatte ich von ihm nur in den Ferien etwas zu befürchten.

Ich wusste nicht, wie sie nach den Geschehnissen zu mir standen, was sie über mich dachten, aber ich befürchtete so ziemlich das Schlimmste. Steph hatte sich seitdem mit keiner SMS, keinem Anruf bei mir gemeldet oder mich besucht.

Jegliche Nachrichten meinerseits waren ignoriert worden. Ebenso wie bei meiner zweiten besten Freundin Chloe – wir waren immer ein Dreiergespann gewesen, das alles zusammen gemacht hatte. Anscheinend war das nun vorbei.

Obwohl ich keine Ahnung hatte, was auf mich zukommen würde, wollte ich es zumindest herausfinden und versuchen mit ihnen zu reden. Die Hoffnung stirbt zuletzt, nicht wahr?

»Ich weiß nicht ... ich, ich weiß nicht, ob das gut für dich ist, Schatz. Wir sollten nichts überstürzen und die Sache noch etwas auf sich beruhen lassen«, entgegnete meine Mutter und lenkte mich von meinen Gedanken ab.

Statt einen weiteren Bissen von meinem Frühstück zu nehmen, schob ich den Teller mit dem halben Brötchen beiseite. Der Appetit war mir vergangen, meine Kehle wie zugeschnürt.

Jedoch durfte ich jetzt nicht nachgeben, sonst wäre es in Zukunft immer so, dass ich Konfrontationen verlieren und sie mich wie ein rohes Ei behandeln würde.

»Mum, ich hab dich lieb, aber ich werde gehen. Ob ihr damit einverstanden seid oder nicht. Ich muss das machen, das weißt du.« Ich unterstrich meine Worte mit einem theatralischen Zurückrutschen des Stuhls, der über den Boden quietschte.

Meine Stimme klang deutlich entschlossener, als ich mich tatsächlich fühlte, was ich auf keinen Fall zugeben wollte. Daher stand ich entschieden, obgleich auch etwas zittrig auf und schlüpfte in meine Jacke, die ich vorhin über die Sessellehne geschmissen hatte. Zum guten Abschluss der ganzen Szene hängte ich mir demonstrativ den Rucksack über die Schultern, starrte sie an und wartete und wartete. Endlos, wie mir schien.

Aus Mums Gesicht wich jegliche Farbe und erneut fragte ich mich, ob sie sich Sorgen um mich oder um das Gerede der Leute machte, wenn sie mich sahen. In ihren Augen erkannte ich, wie sie nach einem Ausweg suchte, und ich sah auch das

Aufleuchten, in dem Moment, als ihr eine Idee kam, mich von meinem Vorhaben abzubringen.

»Und wie willst du dorthin kommen, Schätzchen? Du kannst doch nicht mit einem ... ich meine ... wie ...« Sie unterbrach sich und suchte sichtlich nach dem richtigen Wort. Ich würde ihr dabei sicher nicht helfen, ich wollte selbst wissen, warum genau ich das nicht konnte. Schließlich schluckte sie und faltete ruhig die Hände im Schoß. »Du kannst so doch nicht mit einem Bus fahren.«

Sie meint es gut, sie meint es nur gut, redete ich mir ganz fest ein und wollte kurz die Augen zusammenkneifen, um nur das zu hören und alle anderen Vermutungen auszublenden. Stattdessen blickte ich hilfeschend zu meinem kleinen Bruder, der die ganze Szene kommentarlos beobachtet hatte. Und es nebenbei geschafft hatte, eine Schüssel Müsli und zwei Brote zu verspeisen. Ach ja, und mein halbes Brötchen war auf magische Weise ebenfalls verschwunden – wahrscheinlich in den Magen seiner schlanken Gestalt. Wo aß er das nur hin, und auch noch so schnell?

Egal. Ich blickte ihm in die Augen und flehte stumm, als ich meiner Mutter Konter gab. »Aston nimmt mich mit. Jetzt, da er den Führerschein hat, haben wir ein Problem weniger. Stimmt doch, oder Aston?«

Mein Blick hakte sich an seinem fest, bis er mich schließlich erlöste, indem er schief grinste und Mum gewinnend zunickte. »Klar, bin der beste Taxifahrer aller Zeiten. Sind schon auf dem Weg.«

Schnell schnappte er sich noch ein trockenes Brötchen und schob es sich zwischen die Lippen, als er auch schon aufsprang, mit einer Hand seinen Rucksack schnappte und sich

mit der anderen seinen hellgrauen Beanie über die zu langen Haare zog, die nun seitlich um die Ohren wegstanden. Ich hätte ihn küssen können, auch wenn er manchmal unglaublich nervte und mich zur Weißglut brachte. Aber genauso oft, wie wir uns zankten, so oft waren wir füreinander da. Wie gerade eben.

Bevor unsere Mutter noch einen Einwand hervorbringen konnte, humpelte ich hinter Aston die Haustür hinaus, und hoffte, der restliche Tag würde nicht so nervenaufreibend wie der Morgen sein. Natürlich war das reines Wunschdenken, und das wusste ich auch selbst.

Nat - im Sommer zuvor

Mit dem Rücken schob ich die Hauseingangstür unseres bald ehemaligen Wohnhauses auf, da beide Hände mit schweren Koffern beladen waren. Ächzend schleppte ich sie weiter, wobei es nicht an mangelnder Muskelmasse lag, sondern an den Schmerzen in meinem Bein, das auch Wochen nach dem Unfall bei jeder Bewegung noch höllisch wehtat. Dennoch biss ich die Zähne zusammen, um ein Stöhnen zu verkneifen.

Ich näherte mich dem bereits fast vollgestopften Wagen, an dessen Seite Sarah lehnte, an der wiederum Johnny hing und die sich ausgiebig küssten. Schon wieder. Ständig. Sie waren dermaßen glücklich, dass ich mir schon fast wie bei dem Ende eines kitschigen Disneyfilms vorkam, in dem Fanfaren im Hintergrund zu hören waren und alle lachend miteinander tanzten, während sich das Paar in der Mitte küsste.

Glücklich für immer und ewig oder so ein Schwachsinn ...

Auch wenn das jetzt anders klang, ich freute mich für die beiden. *Wirklich*. Sarah war meine kleine Schwester, einer

der besten Menschen, die ich kannte, und Johnny mein bester Freund - ein aufrichtiger Kumpel. Die beiden hatten dieses Glück verdient, mehr als andere, und das wollte ich ihnen nicht madigmachen. Aber dennoch - es hielt mir immer wieder vor Augen, wie verflucht unglücklich ich mich fühlte. Wie zerrissen ich war, und wie verloren, obwohl ich jede Sekunde versuchte, diese Seite in mir wegzusperren, sie nicht nach außen dringen zu lassen.

Langsam machten sich kleine Risse in meiner Fassade bemerkbar und obwohl ich es nicht wollte, purzelten die nächsten Worte über meine Lippen: »Leute, müsst ihr ständig vor mir rummachen? Nehmt euch ein Zimmer. Es will nicht jeder sehen, wie ihr euch gegenseitig abschleckt.«

Ich beobachtete, wie sich Johnny nur widerwillig von Sarah löste, ihr etwas ins Ohr flüsterte, das sie grinsen ließ, obwohl sie ihm gleichzeitig mit dem Handrücken auf den Oberarm schlug, und ich die Augen verdrehte. Ich wollte gar nicht wissen, was er gesagt hatte, besonders nicht, wenn es um meine kleine Schwester ging. Aber sie war längst erwachsen und ich war der Letzte, der ihr etwas vorschreiben sollte. Die Rolle des Aufpassers, des großen Bruders, desjenigen, der für diese Familie sorgte, damit sie nicht weiter auseinanderfiel, stand mir nicht mehr zu. Nein, diese Rolle hatte ich vollkommen vermässelt und es gab keinen Weg mehr zurück. Wegen mir waren wir bloß noch zu zweit.

Zuerst war unsere Großmutter gestorben, die immer auf uns aufgepasst hatte. Dann unsere Mutter, während ich auf sie hätte achtgeben müssen, als Sarah mit Johnny in Amerika gewesen war. Und was hatte ich getan? Genau das Falsche.

Johnny kam auf mich zu und half mir das erste Gepäckstück in den Kofferraum zu hieven. Gleichzeitig grinste er und seine blauen Augen strahlten - er sah so verdammt glücklich aus und ich fühlte mich immer mieser, dass ich mich nicht so für ihn freuen konnte, wie er es von mir als seinem besten Freund verdient hatte, mein Lächeln nicht echt war, und ich es nicht fühlte, obwohl ich mich wirklich bemühte. Aber Gefühle konnte man nicht verändern, die waren einfach da. »Ach Nat, ich mache wie immer nur, was du mir aufgetragen hast. Schon vergessen? Ich soll sie glücklich machen und das ist sie nun mal nur, wenn sie meine Lippen auf ihren hat. Das unwiderrufliche Gesetz der Natur. Da kann man nichts gegen machen.«

Im Hintergrund stöhnte Sarah, aber dennoch war ein Lächeln in ihrer Stimme zu hören: »Johnny, hörst du dir manchmal auch selbst zu? Man könnte meinen, du seist ein wenig selbstverliebt.«

»Ein wenig?«, prustete ich und hob gleichzeitig den letzten Koffer hoch. Schnell griff Johnny ebenfalls zu und grinste blöd. Ich begriff immer noch nicht, wie sie sich ständig gegenseitig aufziehen konnten und es Johnny gefiel, von Sarah veräppelt zu werden. Da hatten sich zwei gefunden. »Leute, das habe ich nie bestritten. Wo ist also das Problem?«, antwortete er und funkelte zu Sarah hinüber. Ich gab ihm mit einem »Danke« einen Schulterklopper und machte einen Schritt zurück, da ich noch einmal in die Wohnung musste. Noch bevor ich ging, war Johnny wieder bei Sarah angelangt, also seufzte ich gespielt und legte so viel gute Laune in meine Stimme, wie ich aufbringen konnte: »Na gut, dann kommt schon. Küsst euch wieder. Und Johnny, lass

dir dabei durch die langen, schwarzen Haare streichen. Es gibt ja viele, die darauf stehen, wenn zwei Mädels miteinander rummachen.«

Während Johnny gespielt verletzt antwortete »Mann, keine Tiefschläge«, gleichzeitig dabei lächelte, strich Sarah durch seine kinnlange Mähne. »Hör nicht auf ihn, ich stehe auf deine Haare.«

Johnny zwinkerte mir zu und ich winkte ihm, dann verschwand ich im Wohngebäude, während die beiden da weitermachten, wo ich sie unterbrochen hatte.

Oben in der Wohnung angekommen, ging ich einen letzten Rundgang durch die leeren Zimmer, in denen wir, seit ich denken konnte, gelebt hatten und die wir endgültig verlassen wollten. Zum Teil war ich traurig darüber, zum anderen erleichtert. Hier war meine Mum gestorben, hier hatten wir Dinge erlebt und gesehen, die ich gerne vergessen würde. Vielleicht half es auch, über die Schuldgefühle hinwegzukommen, wenn ich nicht immer diesen Ort sehen musste.

Einige Wochen, nachdem Sarah und Johnny aus Amerika zurückgekommen waren, hatte Kelsey ihnen ein Angebot gemacht, das sie nicht ausschlagen konnten. Während sie als Vorband eine Tour begleiten sollten, würde ich mit Kelsey in San Francisco wohnen und dort die Uni besuchen. Daher befanden wir uns nur noch wenige Stunden vor einem neuen Leben in Amerika entfernt. Wie auch immer das aussehen würde.

Ein letztes Mal wollte ich die Taubheit in diesen Räumen meiner Kindheit abschütteln. Mit raschen Schritten ging ich zum großen Fenster des leerstehenden Wohnzimmers, öffnete

die breiten, weißlackierten Holzflügel, zog mich mit den Armen hoch, setzte mich mit geschlossenen Lidern auf das Fensterbrett und hörte auf die Geräusche der Straße, die gleich um die Ecke des Wohnhauses lag.

Erst als ich mich mit dem Oberkörper nach vorne über den Abgrund lehnte, öffnete ich wieder die Augen, starrte in die asphaltierte Gasse drei Stockwerke unter mir. Der Wind zerrte wie gierige Arme an meinen Locken und an den Klamotten. Er musste bloß ein wenig stärker an mir reißen, oder ich mit meiner Hand einen Zentimeter am Fensterrand abrutschen, und ich würde fallen - tief fallen. Adrenalin schoss angetrieben vom Nervenkitzel durch meine Venen, was ein heftiges Hämmern in meiner Brust auslöste. *Wumm, wumm, wumm.*

Ja, genau so. Für einen Augenblick fühlte ich mich lebendig, wie verrückt es erscheinen mochte. Einen tiefen Atemzug später rutschte ich wieder in die Wohnung, schloss die Fensterflügel und wandte mich zum Gehen. Gerade als ich nach meiner Jacke griff, klingelte das Haustelefon. Ich hob ab und das Einzige, worüber ich mich wunderte, war die Tatsache, noch einen funktionierenden Anschluss zu haben. »Hallo, bei Familie Steger«, sprach ich in das Telefon und spürte ein komisches Kribbeln im Nacken, als mein Gegenüber antwortete: »Guten Tag, hier spricht Notar Dr. Kirchner. Sind Sie Nathan Steger, der Sohn der verstorbenen Frau Lisa Steger und Herrn Nawin Muangyai?« Ich bejahte. »Sehr gut, ich bin für die Hinterlassenschaft Ihrer Mutter zuständig und würde gerne einen Termin mit Ihnen vereinbaren, um diesbezüglich etwas zu besprechen, wenn Sie es zeitlich einrichten könnten.«

Das Kribbeln in meinem Nacken wuchs zu einer unbestreitbaren Nervosität an. Meine Stimme klang dennoch überraschend fest. »Um was geht es? Ein Termin wird sich leider nicht mehr machen lassen, da meine Schwester und ich nach Amerika gehen. Der Flug ist heute Nachmittag.«

Zuerst herrschte absolute Stille auf der anderen Seite der Leitung, als wäge dieser Dr. Kirchner ab, wie er die Sache weiter angehen sollte. Während ich wartete, legte ich die freie Hand in den Nacken und strich über die angespannten Muskeln, um das Prickeln zu vertreiben. »Hören Sie, wenn es wichtig ist, können Sie es mir am Telefon sagen. Oder ich gebe Ihnen meine neue Adresse und Sie senden mir einen Brief.«

Ein kurzes Seufzen war zu hören und ein Klopfen, so als würde er mit einem Stift spielen und damit auf eine Tischplatte tippen. »Na schön, Sie haben Recht. Das ist wohl die beste Lösung, auch wenn ich Ihnen diese Neuigkeit lieber persönlich unterbreitet hätte. Die genauen Daten werde ich Ihnen per Einschreiben senden. Könnten Sie mir dazu bitte Ihre neue Adresse nennen?«

Zwar wollte ich endlich erfahren, was verdammt noch mal los war, dennoch blieb ich ruhig, rasselte ich die Adresse herunter und wurde genau in dem Moment fertig, als Sarah zur Wohnungstür hereinkam und nach mir rief. Jedoch konnte ich ihr nicht antworten, da Dr. Kirchner endlich zum Punkt kam. »Nach dem Tod Ihrer Mutter haben wir in ihrem Namen einen Brief versendet. Daraufhin hat sich bei uns eine Familie gemeldet, und wie sich nun herausgestellt hat, handelt es sich dabei um die Eltern Ihres verstorbenen Vaters - also um

Ihre Großeltern. Ich gratuliere Ihnen herzlich, Sie haben noch Verwandte und diese möchten sich mit Ihnen treffen.« Ich war sprachlos, vollkommen angespannt, trotzdem bemerkte ich, wie mein Kopf wie ein Wackeldackel auf- und abging und nickte, obwohl dieser Dr. Kirchner mich nicht sehen konnte. Noch immer hatte ich nichts erwidert, doch als Sarah in die Küche stürmte und mich sah - ich musste wohl jegliche Gesichtsfarbe verloren haben -, wurden ihre Augen riesig und holten mich aus meiner Benommenheit.

Ich musste mich regelrecht dazu zwingen, Worte zu formen, als Dr. Kirchner noch einmal nachfragte, ob es in Ordnung wäre, alle Kontaktdaten per Post zu senden. Dabei nannte er in kurzen Worten die Daten dieser lang verschollenen Großeltern und wartete auf eine Antwort von mir. Verdattert nickte ich erneut, bis mir Schwachkopf einfiel, dass er mich nicht sehen konnte. Mit den Worten: »Ja, danke. Alles bestens. Ja, das machen wir. Vielen Dank. Auf Wiedersehen«, legte ich entgeistert auf und starrte auf das Telefon in meiner Hand. Das alles fühlte sich so surreal an. Wir hatten Familie? Jemanden, der sich für uns interessiert? Der sich sogar mit uns treffen wollte?

»Was ist los?«, fragte Sarah besorgt, die näher getreten war und mir eine Hand auf den Unterarm legte.

»Das war der ... der Notar, der mit Mums Erbe beauftragt war. Tja, nach der ganzen Abwicklung hat sich ... Es hat sich jemand bei ihm gemeldet.«

Langsam blickte ich ihr wieder ins Gesicht und ich wusste nicht, ob ich lachen oder weinen sollte - ich fühlte nur puren, durchs Mark gehenden Schock.

»Okay, und was hat das mit uns zu tun? Wer war es und was wollte er?«

Früher war ich ein kleines, fröhliches Plappermaul gewesen, aber in den letzten Wochen musste man mir alles aus der Nase ziehen - das wusste ich selbst. Wie jetzt, als ich Sarahs Ungeduld spüren konnte, also riss ich mich zusammen. »Die Eltern unseres Vaters haben ihn kontaktiert. Sie meinten, sie haben erst jetzt von uns erfahren und wollen sich mit uns treffen. Uns kennenlernen.«

Sarah stockte wie mir zuvor der Atem - vor Glück, Schock, Angst oder Freude? Ich wusste es nicht. Ich wusste ja nicht einmal, was ich selbst empfinden sollte, außer Unglauben. Die Fragen, was wir mit dieser Information machen sollten, ob wir sie wirklich treffen wollten, konnte ich zu diesem Zeitpunkt ebenso wenig beantworten. Zum Glück mussten wir das jetzt noch nicht. Wir hatten die letzten 20 Jahre nichts von ihrer Existenz gewusst, also kam es auf ein paar Tage mehr oder weniger auch nicht an. Zuerst mussten wir diese Information verarbeiten, erst dann konnten wir planen. Dennoch sah ich die Neugierde in Sarahs Augen aufblitzen, als sie fast atemlos fragte: »Wo leben sie?«, und ich ihr antwortete: »In Amerika.«

3. Kapitel

Damien Rice – »The Greatest Bastard«

Ava – Gegenwart

Bei meinem Wagen angekommen, stieg ich erleichtert ein und ließ mich in die weichen Lederpolster sinken. Angehaltene Luft strömte mit einem tiefen Seufzer aus meinem Mund, was mir wieder bewies, wie aufgewühlt ich mich fühlte. Zweimal stieß ich mit dem Kopf nach hinten gegen die Stütze und versuchte mich wieder einzukriegen.

Wie immer, wenn ich mich so fühlte, begann meine rechte Hand ganz automatisch an meinem linken Handballen zu kratzen, gleich an der Stelle, die sonst meine breite Lederarmbanduhr versteckte. Unruhig, als ob mich jemand aufgezogen hätte, fuhren die Nägel kräftig über meine wunde Haut. Erst als ich blutig war, und der körperliche Schmerz mich aus diesem Zwang heraus wie durch Wasser an die Oberfläche beförderte, konnte ich wieder Luft holen.

Was sollte dieser Mist und warum reagierte ich so stark darauf? War es die Panik vor einem fast peinlichen, filmszenenmäßigen Bauchklatscher vor einem attraktiven Typen? Oder schämte ich mich inzwischen selbst so, um niemanden mein Bein sehen zu lassen? Vielleicht war auch gar nichts zu sehen gewesen und wenn doch, na und? Ich hatte schon Schlimmeres in meiner alten High-School durchgemacht, und ich hatte es überstanden.

»Ich habe es geschafft. Ich habe es geschafft«, flüsterte ich stetig wie ein Mantra leise zu mir selbst. Deshalb würde ich genauso alles andere überstehen. Die Frage war nur, wann

ich endlich die Kraft fand, über diesen Dingen zu stehen, und es wirklich zu fühlen, anstatt es nur nach außen hin so wirken zu lassen.

Schließlich ließ ich von meinen Gedanken ab, stellte auf ›Drive‹ und fuhr langsam los. Zwei Mal wurde ich auf dem Weg zur Wohnung angehupt, weil ich zu langsam fuhr, und das, obwohl ich bloß zehn Minuten unterwegs war.

Bevor ich nach oben eilte, weil heute A-cappella-Abend war, bei dem Lourdes zwei ihrer Freunde eingeladen hatte und ich mich immer lieber schon vorher in meinem Zimmer verbarrikadierte, ging ich schnell in den kleinen Lebensmittelladen, der im Erdgeschoss des Apartmenthauses lag. Unsere Wohnung befand sich gleich über diesem und einem Chinarestaurant, was mehr als nur praktisch für die kurzen Wege war, die ich neuerdings zu gehen vermochte.

Nachdem ich mir ein paar Gemüsesorten, Salat, Brot und Orangensaft geholt hatte, stakste ich die zwei Stufen zur Eingangstür hoch. Während ich mit einer Hand die schwere Tüte hielt, sperrte ich mit der anderen die Tür auf. Obwohl sich meine Augen noch nicht an das schwache Licht im Hauseingangsbereich gewöhnt hatten, trat ich bereits ein paar Schritte ein.

Schneller, als ich es mich versah, stieß ich mit der rechten Schulter gegen etwas, was mir kurz die Luft nahm. Dabei fiel mir die Tüte mit meinen Einkäufen runter, deren aufklatschendes Geräusch mit einem Ächzen und wüsten Fluch begleitet wurde. Was beides nicht von mir kam, denn ich starrte frustriert und still auf meine Sachen auf dem Boden. Erst als ich »Entschuldigung« murmelte, im Geiste jemandem da oben dankte, da mein Saft nicht aufgeplatzt war, blickte

ich hoch, um in ein hübsches Gesicht mit langen, sandfarbenen Haaren zu blicken.

Nun ja, mein Gegenüber hätte wirklich ein Hingucker sein können, doch das Mädchen hatte grimmig den Mund verzogen und die Augen funkelten auch nicht gerade einladend. *Reizend. Fehlt nur noch Dampf, der ihr aus den Ohren kommt*, dachte ich amüsiert, als sie mich im nächsten Moment ankeifte.

»Was bist du denn für ein Freak? Hast du keine Augen im Kopf! Du hättest mich fast mit deinen ... deinen Sachen beworfen und eingesaut. Einfach unglaublich! Pass das nächste Mal auf, wo du hinlatschst. Aber passt wohl zu dir, wenn du dort oben bei diesem Emo wohnst.«

Okay, da hat wohl jemand ein schweres PMS-Syndrom.

Wie von der Tarantel gestochen, wirbelte sie herum, wodurch ihre glatten Haare um ihre Schultern flatterten, und marschierte aus dem Gebäude, bevor ich irgendeine Antwort formulieren konnte. Was auch besser war, denn sonst hätte ich etwas ebenso Unfreundliches zurückgeschossen.

Zähneknirschend sah ich über die Sache hinweg, konzentrierte mich statt auf diese Tusse lieber auf meine verstreuten Einkäufe, die ich mühsam aufhob. Was sich als nicht so leicht herausstellte, wie sich das anhörte. Gerade als ich mich nach dem Salat und dem Orangensaft bücken wollte, griff eine weitere Hand danach und kam mir somit zuvor.

»Hi, was ist los? Ich habe so ein Biest schreien gehört.

Hattest du was damit zu tun?«, fragte mich meine Mitbewohnerin Lourdes, die mir half die Sachen in meine Tüten zu packen.

»Danke, alles gut. Frag mich nicht. Ich dachte, ich wurde von einem Chihuahua angegriffen, so wie sie mich angekläfft

hat. Hab mir schon überlegt, wo ich ein Leckerli finden kann, um es nach ihr zu werfen, aber hab leider keines gefunden.«

Etwas verwirrt blickte ich auf das Gemüse in meiner Hand, das ich bereits vom Boden gefischt hatte, und zuckte die Schultern. »Vielleicht mag sie keine roten Paprika?«

Lourdes lächelte schwach. »Das war Kimy Kinsky. Sie wohnt ein Stockwerk über uns. Geh ihr besser aus dem Weg. Spart dir Nerven.«

»Keine Angst, wir werden keine besten Freundinnen. Ich habe in der kurzen Zeit, die ich mit ihr so nett verbracht habe, nicht das Bedürfnis verspürt, ihr meine dunkelsten Geheimnisse zu verraten oder ihre Haare flechten zu wollen. Heißt sie tatsächlich Kimy Kinsky? Oder hat sie sich den Namen selbst verpasst, um Mitleid zu erregen?«

Lourdes lächelte breiter. »Nein, der ist echt. Ihre Eltern haben entweder Humor oder wollen ihre Tochter leicht bekleidet in billigen Filmchen sehen. Eine andere Erklärung gibt es nicht.«

»Autsch. Das war fast schon gemein«, entgegnete ich, konnte jedoch das Grinsen nicht zurückhalten.

Nun wurden ihre Augen vor gespielter Entsetzen groß.

»Vielleicht. Aber du hast keine Ahnung, was ich mit dem Täubchen die letzten beiden Semester durchstehen musste. Es gibt einen Grund, warum ich sie nur noch Biest oder Satan nenne.« Während Lourdes die restlichen Sachen vom Boden hochhob, erklärte sie weiter: »Vermutlich hat sie mitbekommen, dass du mit mir zusammenwohnst, und war deshalb so *freundlich*. Tut mir leid.«

Auf dem Weg rauf in die Wohnung zuckte ich die Schultern.
»Ich komme schon damit klar. Kann es sein, dass sie diese reizende Person ist, die jedes Mal die Musikanlage über uns so laut aufdreht, dass einem das Trommelfell platzt, wenn deine Freunde kommen?«

»Richtig erkannt, Sherlock. Tja, sie ist ein richtiger Goldschatz.«

Schließlich hatten wir das Ende der Treppe und somit die Wohnung erreicht, die sich zum Glück gleich im ersten Stock befand. Ohne noch weiter zu plaudern, machte ich mir mein Abendessen aus Salat, Gemüse und Tofu, während Lourdes sich einen Gemüseshake zubereitete.

Mit dem Essen in Händen wollte ich mich gerade in mein Zimmer verkriechen, bevor Lourdes singenden Freunde kamen, doch sie hielt mich kurz zurück. Wie immer fragte Lourdes, ob ich mich ihnen anschließen wollte, wenngleich sie die Antwort bereits kannte. Es war nämlich die Gleiche wie die letzten zwei Wochen, in denen mich Lourdes gefragt, aber nie bedrängt hatte. Obwohl ich mich gut mit ihr verstand, wollte ich dennoch die meiste Zeit alleine verbringen und nicht mit einem Haufen Fremder, die mich vielleicht komisch anguckten. In deren Augen womöglich Mitleid aufglomm. Nun lag wie immer keine Wertung in Lourdes' Augen, als ich dankend ablehnte - bloß Verständnis.

Nach außen hin wirkte Lourdes schnell etwas rau mit ihrem gepiercten Nasenloch, dem Tattoo, das sich bunt schillernd über ihre rechte Schulter bis zum Unterarm zog, und den blau gefärbten, langen Haaren, die mit violetten Strähnen durchzogen waren. Außerdem redete sie nicht viel. Nicht,

weil sie nicht wollte, aber das, was sie sagte, reichte einfach aus, als bedachte sie jedes Wort.

Sie war jemand, auf den man sich verlassen konnte, der zu einem stand, wenn einem das Leben nicht so leicht von der Hand ging. Anders als andere, die mich enttäuscht hatten. Nicht nur Freunde, auch Verwandte, wie zum Beispiel meine Cousine. Dennoch drängte Lourdes mich nie und genau deswegen ergänzten wir uns so perfekt.

Wie auf das Stichwort piepte mein Handy und zeigte erneut die Nummer meiner besagten Cousine an. Seit ich in San Francisco war, rief sie ständig an, wollte mit mir reden und wiedergutmachen, was sie die Monate zuvor versäumt hatte. Nach dem Unfall hätte ich sie gebraucht, nicht nur am Telefon, sondern bei mir. Aber sie war nur ein einziges Mal gekommen, um mich zu besuchen. Als Ausrede diente ihr, nicht in die Stadt kommen zu wollen, um dort nicht ihrem Dad oder ihrer Stiefmutter über den Weg zu laufen. Doch das war mir egal. Sie hatte mich hängen lassen und nun würde ich es ihr nicht so leichtmachen, sich wieder in mein Leben zu stehlen. Mit dem Essen ließ ich mich auf mein Bett sinken und dachte daran, wie das alles eigentlich gekommen war, hier in einer fremden Stadt zu landen. Zusammen mit Lourdes, die ich zuvor so lange nicht mehr gesehen hatte.

Ava - im Frühsommer zuvor

Schnell hastete ich nach Hause und schob den Kloß immer weiter und weiter den Hals hinunter. Dabei biss ich so fest auf meine Lippen, bis ich bereits einen eisernen Geschmack im Mund spüren konnte. Ich wollte nicht glauben, was heute passiert war, und dabei war das noch nicht einmal das

Schlimmste gewesen. Seit Wochen hatte es Stephanie, meine ehemals beste Freundin Steph, auf mich abgesehen. Der heutige Tag setzte dem Ganzen eines drauf - und das vor der gesamten Schule.

Mit Schwung stolperte ich durch die Haustüre und biss mir auf die Zunge, da die Tür gegen die Wand krachte. *Verdammt, hoffentlich ist Mum nicht zu Hause.*

»Hallo, wer ist da? Ava? Aston? Seid ihr das?«, rief sie von der Küche aus. Mist, so viel zu meinem Wunschdenken.

»Ja, ich bin's Mum. Tut mir leid, der Wind hat die Tür zu heftig aufgestoßen.«

Rasch - für meine Verhältnisse zumindest - schlüpfte ich aus den Schuhen und steuerte zielgerichtet auf die Treppe zu, die nach oben führte. In mein Zimmer, in meine Höhle, in meinen sicheren Hafen. Doch Mum hatte andere Pläne und erschien am Treppenabsatz, als ich noch nicht einmal die Hälfte der Stufen bewältigt hatte.

»Was ist denn mit dir passiert«, keuchte Mum und als ich mich umdrehte, hatte sie die Hand auf ihre Brust gelegt. Ein Bild der Verwirrung.

»Hab mich beim Essen angekleckert. Nichts weiter.«

Mein Zimmer, mein Zimmer, nur noch ein paar Stufen, redete ich mir gut zu, meine Mutter wollte jedoch nicht lockerlassen.

»Und bist dabei kopfüber in dein Essen gefallen?«, fragte Mum strenger und ich sah, wie sich die Hand in ihrer hellrosanen Bluse verkrampfte. »Waren das wieder die Leute aus deiner Schule? Soll ich den Direktor anrufen? Das kann doch so nicht weitergehen.«

»Nein, Mum, bitte. Lass es, ich komme schon klar, danke.«

Sie sah nicht überzeugt aus, was ich verstehen konnte, da ich ein trostloses Bild abgeben musste. Mein Shirt und meine Haare waren mit roter Spaghetti Sauce bekleckert und ich hatte den bösen Verdacht, in meinen Haaren oder am Rücken sogar Nudeln zu finden.

»Bitte Mum, lass es gut sein. Ich brauche nur etwas Ruhe«, flehte ich ein weiteres Mal, was ihre stoische Miene eine Spur erweichte.

»Na schön, das eine Mal lasse ich es denen noch durchgehen. Sollte wieder etwas vorkommen, bin ich in deiner Schule. Damit du es weißt.«

Folgsam nickte ich. Was mir nicht schwerfiel, da nur noch eine Woche Schule war. Nur eine einzige Woche, in der ich diese Martyrien über mich ergehen lassen musste, und das, was heute passiert war, war nur ein Teil des großen Ganzen. Seit jener Nacht hassten mich die Geschwister von Sam - nein, wahrscheinlich die ganze Familie. Sogar einige aus meiner Schule, die mit ihm oder den Geschwistern befreundet waren, hassten mich jetzt, und sie machten kein Geheimnis daraus. Jeder gab mir die Schuld, wie ich mir selbst.

Trotzdem tat es viel mehr weh, das alles, die Schuldgefühle und den Hass, von anderen zu hören, auf ihren Mienen zu lesen und zu wissen: *Ja, ihr habt Recht*. Wenn das noch nicht reichte, halfen sie mit anderen Mitteln nach. Einige Male war zum Beispiel unser Garagentor mit eindeutigen Schriftzügen verunstaltet gewesen, genauso wie mein Spind in der Schule. Zum Glück half mir mein Bruder jedes Mal beim Abdecken mit Farbe, was wir meist schweigend hinter uns brachten. Nun ja, ich mehr schlecht als recht, aber Aston war dabei jedes Mal ziemlich flott. Dabei waren ›Hau ab‹,

›Mörderin‹, ›Freak‹ oder ›Schlampe‹ noch das Netteste, was ich bisher gelesen hatte.

Daher nein, ich würde die Schule oder die Leute darin nicht vermissen, wenn die High-School endlich hinter mir lag, denn somit würde auch dieser Terror aufhören. Die Frage war nur, ob es im Herbst im gleichen Ton weitergehen würde. Immerhin konnte ich davon ausgehen, einige von ihnen an der gleichen Uni hier in der Stadt zu sehen.

Ich hatte in den letzten Wochen mit niemanden meine Pläne besprochen, da ich meist abseits saß, um nicht gemobbt zu werden oder mit niemandem reden zu müssen. Die einen hassten mich, die anderen sahen mich mitleidig an, und jene, die noch immer meine Freunde hatten sein wollen, um mir beizustehen, waren bald von mir vergrault worden. Ich war einfach nicht mehr gesellschaftskompatibel und je eher das die anderen bemerkten, desto leichter für sie und für mich. Schwerfällig schleppte ich mich die letzte Stufe hoch, den schweren Rucksack noch über den Schultern, und sonnte mich bereits in der glückseligen Einsamkeit.

Mum hielt mich noch einmal auf. »Ava?«

»Ja, Mum?«, fragte ich zurück und fühlte mich genervt, weil sie nicht einfach die Frage stellte, anstatt vorher meinen Namen als Frage zu formulieren. Wo war der Sinn dabei? Mein Blick fiel durch die Sprossen des Treppengeländers auf Mum, die auf ihre Armbanduhr sah.

»Heute ist doch Donnerstag. Solltest du dich nicht auf den Weg zu Dr. Bennett machen?«

Ach ja, mein lieber Therapeut, der mich mit diesem verständnisvollen, leichten Lächeln ansah und sich jedes Wort, jede Silbe aus meinem Mund notierte, obwohl ich fast

nichts sagte. Schon gar nicht über meine Gefühle oder Dinge, die in mir vorgingen. Trotzdem behauptete er, mich verstehen zu können, was so was von verkehrt war, denn niemand konnte mich oder das, was ich durchmachte, *verstehen*. Ich verstand es ja nicht einmal selbst. Außerdem versprach er mir, es würde mit der Zeit besser werden. Er war der Meinung, dass alles irgendwann heilte, und so würde es auch bei mir sein. *Von wegen*. Ich war kaputt, und das in mehr als nur einer Hinsicht.

»Fühl mich nicht so gut, ich lege mich ins Bett«, antwortete ich kurzangebunden und in einem Tonfall, aus dem sie hoffentlich heraushören konnte, dass ich darüber nicht diskutieren würde.

In meinem Zimmer angelangt, knallte ich die Tür hinter mir zu und sperrte ab. Etwas, das ich früher nie getan hatte. Warum auch - ich war ein Sonnenschein gewesen, hatte keine Gründe gehabt, allein sein zu wollen.

Als ich mich umdrehte und mich mit dem Rücken gegen die Tür lehnte, fiel mein Blick direkt auf den Spiegel, der an die Schranktür gegenüber montiert war. Meine Haare waren wegen der Soße stellenweise rot, genauso wie mein hellblaues Top. Die Farbe würde ich nie mehr rausbekommen. Mit einem Kloß im Hals zog ich mir das Shirt über den Kopf und pfefferte es durch das Zimmer Richtung Wäschekorb. Klarerweise ging das Kleidungsstück meilenweit daneben und landete auf dem Boden neben meinem Bett. *Klassisch!*

Beinahe hätte ich deswegen laut aufgelacht - oder geheult. So genau war das nicht auszumachen. Ein paar Mal atmete ich tief ein und aus, um mich zu sammeln, und wischte die tränenfeuchte Spur von meinen Wangen. Ich würde damit

aufhören, jetzt und sofort: Wegen dieser Aasgeier würde ich nicht mehr heulen. Ich hatte genügend andere Dinge, die ich beweinen konnte, nachts in meinem Bett, bevor mich die Träume hinfort nahmen, um mir kurze Zeit Frieden zu schenken. Solange, bis ich von Albträumen geweckt wurde, meist mit feuchten Augen. Tränen der Ungerechtigkeit, des Verlusts, Tränen der Scham und vor allem der Schuldgefühle, die mich immer begleiteten, mich erdrückten und aufzufressen drohten.

Unwillkürlich schüttelte ich den Kopf, um meine Gedanken freizubekommen, und widmete mich meinem nächsten Projekt: schmutziges Shirt. Ich bückte mich umständlich, um das Ding wieder hochzuheben, dabei sah ich aus dem Augenwinkel unter dem Bett eine Packung Haarfärbemittel. Ich holte es hervor und setzte mich auf die Bettkante.

Vor einem Jahr wollten meine ex-beste Freundin Stephanie und ich uns zu Halloween die Haare schwarz tönen, hatten aber erst zuhause bemerkt, eine permanente Farbe und nicht bloß eine Tönung erwischt zu haben. Mit meinen hellgrauen Augen hätten die schwarzen Haare einfach Bombe zum Halloweenkostüm für die Party einer Freundin ausgesehen. Aber eine permanente Farbe, die langsam rauswachsen musste? Meine Mum hätte einen Anfall bekommen. Wahrscheinlich würde sie auch heute noch ausrasten, doch das war mir inzwischen egal.

Nachdenklich ließ ich die Packung in meinen Händen hin und her rollen, bis ich kurz entschlossen aufsprang und mich in mein angrenzendes Bad einspernte.

Eine dreiviertel Stunde später hatte ich die Haare gefärbt und bürstete mit den Fingern durch die feuchten, dunklen Strähnen. Dabei fiel mein Blick wieder auf mein Spiegelbild.

Durch die Feuchtigkeit war der dünne, dezente Eyelinerstrich, den ich am Morgen gesetzt hatte, verwischt und wirkte dadurch viel dicker und intensiver.

Kurz hielt ich in meiner Bewegung inne und betrachtete dieses fremde Mädchen im Spiegel. Verschwunden waren der sanfte Ausdruck, das freundliche helle Braun und das schlichte Make-up, um nicht aufzufallen. Vor mir stand eine harte Person mit langen, schwarzen Haaren, stark schwarz geschminkten Augen zu einer hellen Augenfarbe. Ich fühlte mich wie in einer Rolle. Nein, falsch, es sah aus wie eine Maske - eine Maske, die ich tragen konnte, die mir Schutz bot und die ich nicht mehr absetzen wollte. Plötzlich fühlte ich mich wieder stark und nicht so armselig und verloren wie seit dem Unfall.

Noch immer in Gedanken über diese neue Möglichkeit, läutete mein Handy. Seit Monaten rief mich außer meiner Familie niemand mehr an, dennoch hob ich wie im Reflex ab, ohne nachzusehen, wem die Nummer gehörte.

»Hallo?«, fragte ich, was zwar nicht sehr originell war, aber in diesem einen Wort lag mehr Schärfe, als je über meine Lippen gekommen war. Während ich wartete, sah ich weiterhin das Gesicht dieser fremden Person im Spiegel an. Feuchtigkeit tropfte langsam von meinen Haaren, auf den BH und das Dekolleté, was mich nicht kümmerte. Nicht nur mein Aussehen hatte sich verändert, sondern auch meine Haltung, mein Auftreten. Und wie ich gerade festgestellt hatte, auch mein Reden.

»Ava?«, ertönte eine weibliche Stimme aus dem Handy.

Okay, meine Anruferin war ebenfalls nicht die Originellste. Früher hätte ich wohl lächelnd drauflos gequatscht, höflich

gefragt, wer da wäre und normal geredet. Aber ich war nicht mehr normal, und langsam wurde ich argwöhnisch. Wollte mir jemand einen Streich spielen - schon wieder? Wer sonst aus meinem früheren Leben hatte meine Handynummer und fragte, ob ich es wäre, als würde ich etwas Idiotisches antworten? Da ich in den letzten Monaten gelernt hatte, Angriff war die beste Verteidigung, tat ich genau das und meine neue Maske half mir dabei, hart zu klingen, um die Wort zu unterstreichen. »Hör mal zu. Ich habe keine Ahnung, wer da dran ist, und, ehrlich gesagt, keine Lust, das herauszufinden. Also lach dich jetzt einfach schlapp oder erzähl deinen Freunden von deiner tollen Verarsche. Lass. Mich. In. Ruhe!«

Ich hatte bereits fast das Gespräch beendet, als die Stimme hastig dazwischenrief: »Nein, warte! Ich bin es, Lourdes. Ganz ruhig, du musst nicht deine Klängen wetzen.«

Lourdes, Lourdes, fragte ich mich selbst, bis es plötzlich in meinen Gehirnwindungen ›Klick‹ machte und ich fast tonlos »Lourdes!«, ausstieß, was mit einem »Ja, genau, Lourdes«, quittiert wurde.

Ich hatte Lourdes seit mehr als einem Jahr nicht mehr gehört, geschweige denn gesehen. Sie war vor zwei Jahren nach der High-School an die Uni in San Francisco gegangen, statt in Reno zu studieren, wie es viele taten. Auch ich hatte vor zu bleiben und an diese Uni zu gehen. Wobei ich keinen blassen Schimmer davon hatte, was ich studieren wollte.

Lourdes war mit Jordan, dem älteren Bruder von Sam, zusammen gewesen und dabei hatten wir uns angefreundet. Aber als sie auf die Uni gegangen war, hatte sie nicht nur mit Jordan

Schluss gemacht, sondern ich hatte schließlich immer weniger von ihr gehört, obwohl wir zu Beginn noch öfter telefoniert hatten. Nach meinem Unfall war der Kontakt vollkommen abgerissen, was zum größten Teil meine Schuld gewesen war. Wusste sie darüber Bescheid oder warum rief sie an? Die zweite Frage stellte ich ihr laut.

»Ich weiß, wir haben lange nicht telefoniert, was mir leidtut, aber ich war froh, von zuhause weg zu sein. Doch mit dir habe ich mich gut verstanden, daher wollte ich dich fragen, ob du Lust hättest, hier zu studieren? Meine Freundin hat abgebrochen. Wir haben uns eine Wohnung geteilt und nun hätte ich ein freies Zimmer. Lust darauf?«

Sprachlos. Ich war tatsächlich vollkommen sprachlos und musste mich auf den Wannenrand setzen. So sehr verwirrte mich ihre Frage, obgleich sich auch sofort Freude empor schlängelte. Ich musste vielleicht gar nicht in Reno studieren, wo mich alle kannten, mit dem Finger auf mich zeigten. Bei ihr könnte ich ein neues Leben beginnen, eine neue Rolle spielen.

Sofort kamen Zweifel auf und dämpften meine Euphorie.

»Wie bist du auf mich gekommen? Du wirst doch sicherlich viele Freunde haben. Warum fragst du ausgerechnet mich? Was soll ich dort? Ich dachte immer, dass ich in Reno studieren werde wie meine Eltern, wie später Aston«, gab ich etwas lahm zu bedenken, wobei meine Stimme zum Ende hin immer leiser wurde.

Am anderen Ende der Leitung hörte ich ein tiefes Einatmen, als würde das Nächste, was sie mir zu sagen hatte, nicht leicht für sie sein.

»Weißt du, es hat damals einen Grund gegeben, warum ich nach San Francisco geflohen bin. Ich hab dir das nie erzählt und will es auch jetzt nicht tun, aber ich wusste, dass ich von dort weg muss, um mir hier etwas Neues aufzubauen. Weg von den Leuten dort, weg von Jordans Familie. Ich weiß zwar nicht, was du durchmachst, aber ich kann mir vorstellen, dass sie nicht nett zu dir sind. Vielleicht würde es dir guttun, für eine Weile dort wegzukommen. Denk darüber nach.«

»Danke, das ist wohl die Unterreibung des Jahrhunderts.

Vielleicht hast du Recht«, überlegte ich laut und fühlte mich noch immer verdattert, über ihr Angebot, wie über ihre Andeutungen. Sie hatte keine Ahnung und trotzdem wollte sie mir helfen. Noch einmal bedankte ich mich bei ihr, bis mein Gedankenkarussell sich wieder verlangsamte.

»Ich werde darüber nachdenken, wirklich. Danke. Aber ... wieso? Wie ...«, stotterte ich und konnte einfach keine richtige Frage formulieren.

Als spürte sie es, gab sie mir die Auskunft, nach der zu fragen ich nicht im Stande war. »Aston hat mich angerufen.«

Nach dem Telefonat ging ich zurück in mein Zimmer, saß einige Zeit auf der Bettkante und starrte verwirrt und gerührt auf mein Handy. Ein wenig war es zwar ein Davonlaufen vor Problemen - das war mir bewusst - andererseits war das Angebot zu verlockend, um es abzulehnen. Ich musste das auch meinen Eltern begreiflich machen. Aston würde klarerweise hinter mir stehen. Er war schließlich derjenige, der das alles eingefädelt hatte. Mein kleiner, verträumter

Bruder, der immer so tat, als bekäme er nichts rund um sich und von der Welt mit. Obwohl meine Kehle erneut etwas eng wurde, schluckte ich die Tränen der Rührung vehement hinunter und lächelte. Statt Skateboarden und Computerspiele hatte Aston doch einiges mehr im Kopf, nur zeigte er das ungern. *Kleines Äffchen!*

Aston war schon seit langer Zeit mein *kleiner Affe*. Aber so nannte ich ihn heute nur noch, wenn wir unter uns waren. Schon seit damals, als wir einen Sommer lang heimlich die *Planet der Affen*-Filmreihe aus den Siebzigern gemeinsam gesehen hatten und er gar nicht mehr aufhören wollte, davon zu reden. Obwohl ich ihn böse angeguckt hatte, wann er davon zu plappern begann und unsere Eltern in der Nähe waren. Sie hatten uns die Filme ausdrücklich verboten, weil wir in ihren Augen dafür zu klein gewesen waren. Aber ehrlich? Gerade das, was verboten wird, ist doch für Kinder am interessantesten.

Also tat ich, was meine Pflicht als große Schwester war. Ich hatte einen Weg gefunden, die Filme heimlich aufzutreiben. Es konnte ja keiner ahnen, dass Aston so begeistert auf sie reagieren, und danach ständig darüber quatschen wollen würde. Die Filme selbst waren für mich enttäuschend und gewöhnungsbedürftig gewesen. Eher lächerlich mit den total unechten Affenkostümen. Immerhin hatte sich der Spitzname *Äffchen* bis heute gehalten und zauberte uns immer noch ein Lächeln auf die Lippen. Selbst jetzt, nachdem sich alles andere geändert hatte.

Wenn man vom Teufel spricht - soeben hörte ich Aston die Treppen raufpoltern und mit Mum reden. Wobei er ihre Fragen eher rufend beantwortete, weil er es wohl eilig hatte, in

sein Zimmer zu kommen. Wahrscheinlich, um beim nächsten Online-Computerturnier irgendeines gerade angesagten Ego-Shooters mitzuspielen. Dazu musste er an meiner Tür vorbei. Schnell hievte ich mich hoch und humpelte in den Flur hinaus, genau in dem Moment, als er vorbeigehen wollte. Mit großen Augen sah Aston mich an, lächelte dann aber, nachdem er meine Tränen - eindeutige Freudentränen - sah. Schneller, als er blinzeln konnte, warf ich mich auf meinen jüngeren Bruder und umarmte ihn fest.

»Danke, danke. Mein kleines Äffchen«, flüsterte ich und küsste sein ganzes Gesicht, obwohl er sich lachend versuchte zu befreien.

»Iih, hör auf damit, bevor ich noch voller Ava-Sabber bin. Ist ja schon gut. Habe ich gern gemacht.«

4. Kapitel

Snow Patrol – »Chasing Cars«

Nat – Gegenwart

Am Montagmorgen schulterte ich meinen Rucksack, stieg aus dem Bus und kletterte die Stufen hinunter, wodurch ich direkt vor der Uni zum Stehen kam, auf den Eingang blickend. Hinter mir drängten weitere Leute aus dem Fahrzeug, links und rechts von mir ergoss sich ein Strom aus Studenten, die in die eine oder andere Richtung hetzten, als würde ihr Leben davon abhängen, pünktlich in den ersten Kurs zu kommen. Vor zwei Jahren war ich genauso gewesen. Beinahe der Erste im Kurs für angewandte Betriebswirtschaft zu meiner allerersten Vorlesung. Wie aufregend und wie wichtig mir die Ausbildung damals erschienen war.

Kurz schnaubte ich und schüttelte, mich selbst belächelnd, den Kopf. Obwohl die Krankheit und die Drogenprobleme meiner Mum mir schon immer zu schaffen gemacht hatten, war ich ein Idealist gewesen. Hatte versucht, die positiven Dinge zu sehen und mich nicht von der Verantwortung und den Sorgen niederdrücken zu lassen. Nachdem sie gestorben und fort war, waren diese Gefühle nicht verschwunden, ich fühlte mich nicht leichter, sondern war einfach nur in ein dunkles Loch gefallen. Alles um mich herum hatte an Bedeutung verloren. Die Menschen strahlten für mich weniger, waren von einem grauen Schleier überzogen. Ich fühlte mich sprichwörtlich wie begraben, nicht mehr richtig lebendig.

Daher blieb ich am Rand des Gehsteigs der Bushaltestelle mit dem Rücken zur Straße stehen, machte sogar einen Schritt an

die Kante, als ich ein heranfahrendes Geräusch hörte und die Luft anhielt. Mit quietschenden Reifen kam der nächste Bus nur wenige Zentimeter hinter mir zum Stehen, was ich durch die Windböe spüren konnte, und die Gefahr schickte einen lebendigen Funken, einen Adrenalinschub durch meine Venen. Endlich gestattete ich mir wieder zu atmen, tief und fest. Im selben Moment öffnete der Busfahrer die Tür und brüllte: »Hey, du Arschloch. Geh von der beschissenen Kante weg. Ich hätte dich beinahe über den Haufen gefahren. Wichser!« »Danke«, meinte ich nur und ging endlich weiter.

Ich reihte mich zwischen die Meute aus Studenten voller farbenfroher Klamotten, die sich gegenseitig etwas zuriefen, sich auf die Schulter klopfen, neben mir lachten und laut redeten, während ich durch sie hindurchsah und mich schweigend mit der drängenden Menge durch die Türen, die Gänge und in den Vorlesungssaal treiben ließ.

Eine Zeit lang hatte ich nach dem richtigen Wort gesucht, wie ich mich die meiste Zeit fühlte, bis mir die richtige Beschreibung entgegengesprungen war: *Betäubt!* Ein Gefühl, schwebend wie unter Wasser. Nur diese kurzen Momente bei Gefahr, vor dem Abgrund, wenn blitzartig für einige Sekunden Adrenalin durch meine Venen floss, spürte ich wieder etwas Anderes als dieses taube Dahinsiechen. Die Dauer dessen war immer viel zu kurz.

Wie auch jetzt, da ich längst wieder gefühllos auf meinem Platz beim Eingang, am Rand in der dritten Reihe des Saals saß und ohne nachzudenken das Skript sowie Stifte hervorholte. In gleicher Weise vergingen die nächsten Vorlesungen, ein Strudel aus unbedeutendem Stoff. Doch

plötzlich, in der letzten Stunde vor der Mittagszeit, erweckte etwas meine Aufmerksamkeit.

Was nicht an einer grellen Farbe oder an einer lauten Stimme lag, wie jene, die durch den Raum hallten, sondern an der Bewegung. An diesem leichten Humpeln und dem langsamen Hochsteigen der Stufe, um zu einem Stuhl in der ersten Reihe zu gelangen.

Vorsichtig hob ich den Blick, genau in dem Moment, als sich das Mädchen, das ich vor zwei Tagen bei der Laufstrecke gesehen hatte, mit dem Blick auf den Boden setzte. Dabei hätte ich fast gelächelt, da unter all den vielen Sinneseindrücken gerade jemand meine Aufmerksamkeit erregte, der komplett schwarz gekleidet war. Der einzige kleine Farbkleck waren ihre rot-schwarz karierten Chucks.

Ich ließ meinen Blick auf der Person zwei Reihen vor mir ruhen. Dieser glitt dabei über die schwarzen, dicken Strümpfe, den knielangen Rock, Shirt und die beinahe hüftlangen, offenen Haare - alles schwarz. Doch ich hatte ihre Augen gesehen, und die waren von einem hellen Grauton. Ich runzelte die Stirn. Über sie und darüber, mir überhaupt Gedanken zu machen. Noch während ich sie anstarrte, bewegte sie sich und nahm plötzlich eine angespannte Haltung an. Zuerst dachte ich, sie hätte meinen Blick gespürt, doch dann bewegte sie leicht ihren Kopf und ich sah in die gleiche Richtung - zu einer anderen Studentin, die durch die Tür herein stolzierte, als wäre sie Paris Hilton und ginge über den Red Carpet. Anstatt Bücher oder einem Rucksack hielt sie ein kleines Täschchen in der Hand und hatte den anderen Arm bei einem Typen eingehakt, der nicht minder großkotzig durch die Gegend spazierte. Obwohl sie hellbraune Haare hatte,

statt blonde, waren die beiden für mich auf der Stelle Barbie und Ken.

Sie suchten sich einen Platz in der Mitte des Saals, wo bereits einige andere ihrer Clique saßen, da sie sich abklatschten und laut zu tratschen begannen, damit es alle hören konnten. Mich hätte diese Meute nicht interessiert, aber das Mädchen vom Sportplatz wirkte so angespannt, wodurch ich nicht anders konnte, als ihren Blicken zu folgen. Dabei wurde ich Zeuge einer ausgewachsenen Knutscherei und eines Gesabbers, was man oft nicht mal im bezahlten Fernsehen zu sehen bekam. Barbie saß rittlings auf seinem Schoß - keine Ahnung, wie sie das bei den engen Sitzen und dem kurzen Rock hinbekam - und leckte sein Gesicht von oben bis unten ab.

Von wegen prüdes Amerika! Das musste ich mir dann doch nicht geben und sah zurück in die erste Reihe. In der Zwischenzeit hatte das Mädchen ihren Blick auf einen Block vor sich gesenkt und die langen Haare nach vorne gelegt. *Vielleicht ist das ihr Exfreund?*, ging es mir durch den Kopf.

Endlich traf der Professor ein, was den Softporno im Saal zum Glück beendete, bevor es zu einer richtigen Sauerei kommen konnte.

Nach ein paar kurzen Späßen zur Auflockerung begann er eine Anwesenheitsliste vorzulesen. Kurz bevor mein Name an der Reihe war, rief er »Ava Shaw« auf und das schwarz gekleidete Mädchen meldete sich. Obwohl ich mir bei dem Namen Ava eher eine hübsche Blondine vorstellen würde, passte er dennoch irgendwie zu ihr. So wie die roten Chucks und die hellgrauen Augen zu dem Gesamtbild, das irgendwie zusammenpasste, aber gleichzeitig auch nicht. Hübsch war sie allemal, nur eben

auf die dunkle, nachdenkliche Art. Was ich hundert Mal einer adrett gekleideten, hellen Barbie vorzog. Ich konnte mir keinen Reim auf Ava machen und hätte fast meinen eigenen Namen verpasst, als ich etwas lauter »Nathan Steger« hörte. Wobei der Professor meinen Namen richtig mit ›æ‹ aussprach. Ungerührt meldete ich mich und rutschte anschließend wieder bequemer auf meinem Sessel zurück.

Das war – wenngleich banal – definitiv einer der Vorteile in Amerika, wenn die Eltern auf die irrwitzige Idee kamen, ihren österreichischen Kindern einen englischstämmigen Namen zu verpassen. Wie oft hatten mich die Kinder oder sogar Lehrer früher *Natan* gerufen, also mit einem normalen ›a‹. Auch Sarah konnte als Kleinkind nicht meinen Namen aussprechen und nannte mich für eine Zeit lang immer nur *Nati*. Was sie sich zum Glück wieder abgewöhnt hatte. Über die Namensproblematik musste ich mir hier keine Gedanken mehr machen. Doch dafür hatte ich andere Probleme, die ich nicht so leicht würde abschütteln können.

Nach der Stunde eilten die Studenten aus dem Saal, als hätte jemand Feuer gerufen, und ich reihte mich in den Strom der Studenten ein, die nach draußen trieben. Ava trottete hinter ihnen her, wie ich aus dem Augenwinkel erkannt hatte, und ich weiß nicht, was mich ritt, aber ich schlenderte ebenfalls langsamer aus der Tür und später durch den Gang, um sie weiterhin zu beobachten. Was nicht weiter auffiel, da ich mein verletztes Bein seit dem Unfall etwas nachschleifte und sowieso nicht schnell gehen konnte.

Im selben Augenblick rannte Barbie, rascher als ich es mit diesen hochhackigen Dingern – die man auch Schuhe nannte – für möglich gehalten hatte, an mir vorbei. Im Schlepptau ihren Sabber-Freund. Dabei sah ich, wie sie absichtlich einen Schwenk nach rechts machte und mit ihrer Schulter Ava rempelte, die erschrocken hochsah und ins Straucheln geriet.
Was zum Teufel ...?

Bevor ich wusste, was ich tat, hatte ich die Fäuste geballt und war schnell näher getreten. Ich war kein Typ, der Schlägereien anzettelte, eine Frau würde ich schon gar nicht anrühren. Aber wenn Ava mit dieser Barbie eine Konfrontation einging, wäre ich ganz klar auf ihrer Seite. Anscheinend war ein Teil meines alten Ichs, der sich gegen Ungerechtigkeiten auflehnte und helfen wollte, noch immer da. Irgendwo tief in mir vergraben.

Doch entgegen aller Erwartung schwieg Ava, schob bloß ihren Rucksack höher, um in ihre Tasche zu greifen und ein bimmelndes Handy hervorzuholen. Während sie ranging, blieb ihr Blick an Barbie und Ken haften, die einige Schritte weiter auf der linken Wand des Flurs lehnten und wieder mit dem Gesabber angefangen hatten. Das war mein Zeichen, doch nicht gebraucht zu werden und in Richtung Aula zu verschwinden.

Ava – Gegenwart

Ausgerechnet Kimy Kinsky saß im selben Kurs wie ich, dröhnte es in meinem Schädel wieder und wieder. Kimy war mir nach dem Einkaufstüten-Fiasko vor wenigen Tagen ein weiteres Mal im Treppenhaus begegnet, wobei sie mich grimmig angeguckt hatte, als hätte sie saure Milch getrunken. Oder als wäre

ich ein schimmeliges Pilz, was auch nicht besser war. Irgendwie hatte sie mich auf dem Kieker und ich wusste nicht warum. Lag es wirklich nur daran, weil ich mit Lourdes zusammenwohnte und die beiden sich nicht ausstehen konnten? Nach den Blicken zu urteilen - eindeutig.

Außerdem war Kimy nicht das einzige bekannte Gesicht in der letzten Vorlesung gewesen. Obwohl ich versucht hatte, mir nichts anmerken zu lassen, hatte ich einige Reihen hinter mir den attraktiven Typen vom Sportplatz gesehen. Der, vor dem ich beinahe so glorreich wie Don Quijote der Länge nach hingeknallt wäre. Zwar hoffte ich, von ihm nicht wiedererkannt worden zu sein, das bohrende Gefühl im Nacken, von hinten beobachtet zu werden, ließ diesen Wunsch wie Seifenblasen in sich zerplatzen.

Gedankenverloren ging ich weiter, als ich plötzlich einen heftigen Stoß gegen die linke Schulter bekam, der mich gefährlich stolpern ließ. *Nicht schon wieder - verdammtes Bein!*

Schmerz drückte kurz, aber heftig auf meinen rechten Oberschenkel, während ich mich ohne zu stürzen gerade noch abfing. Er verebbte schnell wieder, da die Erleichterung um einiges größer war. Irritiert wanderte mein Blick auf der Suche nach dem Übeltäter umher und blieb an dem *Biest* haften. Der Name passte wirklich perfekt. Kimy lehnte einige Schritte weiter an der Wand. Dabei grinste sie höhnisch zu mir rüber, bevor sie sich ihrem Spielgefährten widmete, als würde sie das alles nichts angehen. Meine Finger wollten sich zur Faust ballen, dort rüber marschieren und ihr eine scheuern.

Ja klar, ich und eine Schlägerei. Stattdessen fischte ich mein penetrant klingelndes Handy hervor und ging ran, da ich Lourdes Namen stehen sah, anstatt dem meiner Cousine. »Lust auf ungesundes Mensa-Futter?«

Bei dem Gedanken an frittierte Speisen, die mich fünf Jahre früher ins Grab brachten, hatte ich mir heute Morgen Gemüsesticks und Hummus in einer Tupperdose eingepackt.

Dennoch könnten wir uns dort treffen und gemeinsam abhängen. Mein Blick glitt erneut zu Kimy und ihrem Typen, wie sie sich mit schmatzenden Geräuschen gegenseitig auffraßen, was jegliches Hungergefühl erstickte.

Bekommen die überhaupt noch genügend Luft dabei oder haben die Kiemen?

»Ava?«, ertönte es aus dem Handy.

Ich weiß nicht, was mich in diesem Moment ritt – vermutlich der Zorn, weil sie mich schon zwei Mal über den Haufen gelaufen hatte –, denn ich antwortete genervt und dabei so laut, wodurch mich die Umstehenden hören konnten: »Tut mir leid, kann nicht, mir ist übel. Ich muss mir nur kurz die Augen ausstechen und mein Hirn anzünden, um diese gespeicherten Bilder von meiner Festplatte zu löschen. Daher leider nein, der Appetit ist mir gerade eben gründlich vergangen.«

»Was ist passiert?«, fragte Lourdes sofort und obwohl ich wusste, es war besser lieber die Klappe zu halten, sprudelte es aus mir raus wie bei einem gebrochenen Damm. »Ach, so ein Kampf mit sabbernden Zungen. Wobei ich noch nicht weiß, wer gewinnt oder wer dabei erwürgt wird. Da versucht nur gerade jemand vor mir im Gang einen anderen zu inhalieren. Wusstest du eigentlich, wie weit man dem Gegenüber die Zunge

reinschieben kann? Faszinierend. Ich fühle mich wie bei *Jackass*. Ich sage nur: *Kinder - das ist gefährlich und nicht fürs Nachahmen zuhause geeignet.*«

Neben mir ertönten ein paar Lacher, da ich anscheinend nicht die Einzige war, die sich von den beiden gestört fühlte. Ich hätte mich von meiner Wut nicht hinreißen lassen, sondern weiterhin die *Eisprinzessin* bleiben sollen, wie ich einige Male gegen Ende der High-School genannt worden war. Sofort überkam mich ein schlechtes Gewissen, und ich bereute meine Worte. Das tat ich noch viel stärker, als Kimy aka *Biest* sich wirbelnd umdrehte und mich mit zusammengekniffenen Augen fixierte.

»Wie war das?«

Schau mal einer an, vielleicht würde ich doch noch ›Schlägerei‹ auf meiner Bucket-Liste abhaken können, wengleich ich das nie vorgehabt hatte. In diesem Moment erinnerte sie mich so sehr an meine ex-beste Freundin Steph, an ihren Terror und ihre Gemeinheiten, wodurch sich meine Fingernägel schmerzhaft in meinen Handballen kratzten und die Wunden aufrissen. Schlagartig war ich an das Ende meiner High-School-Zeit zurückerinnert worden, in der ich am Schluss begriffen hatte, dass Angriff die beste Verteidigung war. Genau das wollte ich auch jetzt tun. Nicht körperlich, sondern einen verbalen Konter ausstoßen.

Gerade legte ich mir eine patzige Antwort zurecht, da streifte mich etwas am Arm. Sanft und sachte. Jemand stand plötzlich neben mir, doch ich erschrak nicht, sondern fühlte Wärme in mir hochkommen. Denn auf der Stelle erkannte ich diese Stimme, sowie den Akzent, als er ganz unschuldig statt mir erwiderte: »Ach nichts, sie hat bloß mit mir geredet.

Das nenne ich mal einen fetten Korb, wenn ich sie zum Essen einlade und so eine Antwort bekomme. Ziemlich scheiße für das Selbstvertrauen, das kann ich dir versichern.«

Gutmütig zuckte Nathan – wie ich seit der Vorlesung wusste – mit den Schultern, und der Geruch von sauberer Wäsche und einem Hauch Rasierwasser schlüpfte in meine Nase. Unverwandt blickte er zu Kimy hinüber, was wie eine Herausforderung wirkte, seine Worte anzuzweifeln. Sie schien etwas verwirrt. Tja, mir ging es nicht anders.

Kimy fing sich jedoch rasch wieder und strich durch ihre sandfarbene Mähne, als sie uns musterte. »Ist das so?« Ich öffnete den Mund, um ihr doch noch eine unfreundliche Antwort zu geben, dass ich mich von ihr nicht länger piesacken ließ und sie das nächste Mal besser achtgeben sollte, wo sie hinlief, anstatt mich ständig anzurempeln. Aber erneut war ich zu langsam.

»Absolut. Sieht so aus, als ob ich hier Pech habe. Echt schade drum, ich wäre wirklich gerne mit dir essen gegangen«, erwiderte Nathan locker und sah mich an. Statt bloß zu starren, wie ich es eigentlich tun wollte, ignorierte ich die Hitze in meinen Wangen und lächelte eine Spur erhaben, um meiner Rolle als *herzlose Korbverteilerin* gerecht zu werden. Zumindest hoffte ich, es sah wie ein Lächeln aus und nicht wie eine undefinierbare Fratze. Aber es hatte so lange keinen Grund dazu gegeben, weshalb es sich nun merkwürdig anfühlte, die Mundwinkel zu heben. Einen Moment blieb sein Blick noch an mir haften, und dort, wo ich in seinen braunen Augen beim letzten Mal nur Schmerz hatte sehen können, erschien ein kleiner Funke Amusement.

So schnell, wie das alles passiert war, ging es auch wieder vorbei, als er sich mit der Hand über Nacken und Haarstoppeln fuhr und schließlich mit einem kleinen Zwinkern davon marschierte. Was mir endgültig die Sprache verschlug, wie auch Kimy, die ihm ebenso erstaunt nachschaute, um kurz darauf mit ihrer Flamme abzuschwirren.

Das war ... *interessant* gewesen. Warum hatte er mir geholfen? Er kannte mich nicht. Außerdem hatte er es geschafft, dass ich mir dabei nicht minder oder wie ein Krüppel vorgekommen war. Meine Mum war leider eine Meisterin darin. Er nicht - im Gegenteil.

Grübelnd begab ich mich hinkend zu meinem nächsten Kurs und rieb fast wie geistesabwesend mein Handgelenk. Eine Gänsehaut hatte sich auf meinen Armen gebildet und ich wusste nicht, was das alles zu bedeuten hatte.

Nat - Gegenwart

Seit der Szene im Flur vor einigen Tagen hatte ich Ava nicht mehr gesehen. Auch nicht Barbie und Ken, wobei mich bloß Letzteres freute. An diesem Nachmittag stand für mich Therapie auf dem Plan. Wie zuhause in Österreich, besuchte ich sie hier regelmäßig, um den Schmerz im Bein einzudämmen, den ich bei starker Belastung oder beim Wetterumschwung spürte. Vielleicht würde mit der Zeit auch die Steifheit im Knie verschwinden.

Zwar hatte ich wenig Zuversicht und mir wäre es auch egal gewesen, da ich an dieser Misere selbst schuld war. Warum sollte ich auch versuchen mich besser zu fühlen, weniger Schmerzen zu haben, obwohl andere wegen mir gestorben oder verletzt worden waren? Meine Situation war nur gerecht. Doch

Sarah würde das anders sehen und mir ganz schön in den Hintern treten. Das konnte sie sogar richtig gut, obwohl sie so klein war. Außerdem wollte ich sie nicht noch mehr beunruhigen, deshalb machte ich weiter - ihr zuliebe. Mit Kelseys Hilfe hatte ich rasch eine Physiotherapeutin namens Anne in der Nähe gefunden. Anne war okay, zumindest nachdem ich ihr verklickert hatte, nicht der gesprächige Typ zu sein und ich lieber schweigend die Therapie über mich ergehen lassen wollte. Das hatte ich ihr gesagt, nachdem sie in der ersten Stunde nach einem zehnminütigen Redeschwall kurz Luft geholt hatte. Seitdem sah sie mich immer etwas pikiert an, während sie nach außen hin freundlich blieb. Ihren Gesprächsvorlieben nach zu urteilen, hätte sie vielleicht eher Friseurin oder Lehrerin werden sollen. Oder mit Kelsey zusammenwohnen - die beiden würden sich blendend verstehen.

Mürrisch wie immer, wenn ich zur Stunde musste, öffnete ich die weiße Eingangstür des Gebäudes, in der sich die Gemeinschaftspraxis befand. Licht flackerte mithilfe eines Bewegungsmelders klinisch weiß auf und beschien einen hellen Gang, der mit einem hellgrauen Teppich ausgelegt war. Sofort schlug mir der typische Geruch nach altem Turnsaal entgegen, gewürzt mit Desinfektionsmittel und einem Hauch Chlor, da es im Erdgeschoss auch ein Schwimmbecken für Wassertherapien gab.

Bisher hatte ich zum Glück nur einmal das *Vergnügen* gehabt. Man fühlte sich dann doch etwas unmännlich, wenn man auf den Rücken gedreht lag und eine Frau einen durch das Wasser gleiten ließ. Gut, dass mich Johnny so nicht hatte sehen können. Ich war kein Macho, aber das war mir doch zu heftig,

beziehungsweise die Sprüche zu blöd, die darauf unweigerlich folgen würden. Immerhin gab es gegen Ende auch noch Übungen im Wasser, die das Bein geschmeidiger und die Muskeln lockerer machen sollten. Das hatten sie trotz meiner Skepsis tatsächlich bewirkt. Dennoch, diese Erfahrung musste ich nicht unbedingt so schnell wiederholen.

Meine Hand drückte die Klinke zur Männergarderobe auf, gleichzeitig wurde die Tür daneben wild aufgerissen und eine wütend aussehende Ava stand plötzlich vor mir. Sie wirkte wie auf der Flucht. Ihre Wangen waren leicht gerötet und ihre fast hüftlangen, offenen Haare zerzaust, als hätte sie sich in großer Hast umgezogen. Rasch fing sie sich in ihrer Hektik ab und stemmte die Beine fest in den Boden, woraufhin sie zitternd zum Stehen kam. Dennoch hatte ich bereits nach ihrem Ellbogen gegriffen, um sie gegebenenfalls aufzufangen. Als hätte sie sich an mir verbrannt, schüttelte sie meine Hand schnell wieder ab, obwohl die Wärme ihrer Haut auf meinen Fingerkuppen zurückblieb. Kurz wunderte ich mich, sie hier zu treffen, doch dann erinnerte ich mich daran, dass sie wie ich leicht humpelte, obwohl sie es besser verbergen konnte. Wenn man jedoch an so etwas Einschneidendem wie an einem schmerzenden Bein litt, bemerkte man diese Anzeichen bei anderen. Trotzdem war es überraschend, sie in der gleichen Praxis anzutreffen.

»Hallo. Tut mir leid. Habe ich dich erschreckt?«, fragte ich in die angespannte Stille hinein, in der ihr Duft nach süßer Blumenwiese meine Sinne berauschte.

»Hi. Alles ... alles klar, kein Problem.«

Statt mich anzusehen, starrte sie Löcher in den Teppich, zupfte am Saum ihres Rockes, sichtlich unwohl, mit mir in dem ansonsten leeren Flur herumzustehen.

Okay, das war dann wohl alles, stellte ich nüchtern fest, da sie bereits weitergehen wollte. Um die Situation nicht noch peinlicher zu machen, drehte ich mich ebenfalls zur Garderobentür um, doch dann hielt sie mich zurück.

»Warte, Nathan. Richtig?«

»Ja. Schuldig im Sinne der Anklage.«

Wow, wo kam denn dieser Mist her? Ebenfalls irritiert von meinem Spruch kniff sie ihre Augen zusammen. Ich fühlte mich nicht weniger verwirrt – ich stammelte nur Blödsinn, wenn ich nervös war. Aber ich dachte, diese Art von Gefühl wäre längst verlorengegangen, wie der Rest von mir.

»Was ich sagen wollte«, begann sie vorsichtig und sprach dann schnell weiter, als wollte sie es einfach hinter sich bringen: »ist, danke. Dafür, dass du mir neulich geholfen hast. Das hättest du nicht tun müssen.«

»Kein Ding. Gern geschehen.«

»Warum ... hast du mir geholfen?«

Keine Ahnung, weil ich nicht anders konnte? Weil du mich faszinierst und ich mich eigentlich von dir fernhalten sollte? Stattdessen zuckte ich bloß nonchalant mit den Schultern und antwortete: »Weil es das Richtige war. Ich habe gesehen, wie sie dich absichtlich angerempelt hat. Das war echt mies. Du hättest ihr noch einiges mehr an den Kopf werfen können, so wie sich die beiden aufgeführt haben. Ich bewundere deine Stärke.«

»Meine was?«, lachte sie, da sie sich anscheinend nur auf den letzten Satz konzentrierte und große Augen bekam.

»Ich weiß nicht, ob andere auch so cool reagiert und stattdessen nicht einen richtigen Streit vom Zaun gerissen hätten. Aber ich finde, du bist ruhig geblieben und hast Größe bewiesen.«

»Ich habe sie vor all den anderen schlechtgemacht. Das nenne ich nicht wirklich ruhig bleiben.«

Ava kratzte sich wie abwesend am linken Handgelenk und sah dabei tatsächlich zerknirscht aus. Ihr schlechtes Gewissen war beinahe spürbar und mein Mund fand die Worte wie von selbst, damit sie sich wieder besser fühlte.

»Doch, das bist du. Die anderen haben zuvor schon ganz andere Dinge über die beiden gesagt, die du nicht gehört hast. Deine waren definitiv *jugendfreier*«, erwiderte ich und seit langem schlich sich ein echtes, wenngleich auch kleines Lächeln auf meine Lippen, als sie verstand und ebenfalls ein süßes Grinsen aufsetzte, das so gar nicht zu ihrer ansonsten äußeren, harten Schale passte.

»Nun, ich kann jetzt nicht behaupten, dass sie nichts dafürkönnen. Das nenne ich reine Gerechtigkeit. Jeder bekommt, was ...«, begann Ava und als sie ihren Satz mit »... er sät« beendete, rutschte mir gleichzeitig unabsichtlich »... er verdient“, über die Lippen.

Erstarrt blickten wir uns stumm in die Augen, in ihren zuerst ein verwirrter, dann ein verstehender Ausdruck. Obwohl es mir bisher nicht klar gewesen war, hatten wir nicht nur unsere körperliche Einschränkung gemein, sondern teilten noch etwas Anderes: ein dunkles Geheimnis.

Aus Sekunden wurden Minuten, oder auch nicht, ich konnte es nicht mehr sagen. Schließlich war sie die Erste, die ihre

Stimme wiederfand. »Also ... ich ... ich muss jetzt los. Mach's gut. Bye.«

Damit ließ sie mich mit meinen Gedanken in der Garderobe zurück. Um ihr nicht noch länger hinterher zu starren, wandte ich mich ab und begann mich umzuziehen. Gerade damit fertig, läutete mein Handy. Es war meine Großmutter. Nein, nicht meine verstorbene Großmutter, die mich und Sarah großgezogen hatte, sondern meine neue, die wir erst vor kurzem kennengelernt hatten.

»Hallo Nathan. Schön dich zu erwischen. Ich habe es auch bei Sarah probiert, aber ich konnte sie nicht erreichen.«

»Hallo Malie«, antwortete ich, weil ich das Wort Oma nicht über die Lippen bekam. »Ja, sie ist momentan auf Musik-Tour. Du weißt doch noch, sie spielt Gitarre und tritt gemeinsam mit Johnny als Band *Hallelujah's Rising* auf. Sie hatte wohl keinen Empfang, aber sie ruft dich bestimmt zurück. Kann ich dir auch helfen?«

Meine freundliche Antwort - ich hatte nach unserem ersten Treffen einiges wiedergutzumachen - nahm sie als Anlass, um die nächsten Minuten von ihrem letzten Bridgeabend und der Einkaufstour mit ihrem Mann in einer großen Mall in der Großstadt zu berichten.

»Jedenfalls wollte ich euch wieder zu uns einladen. Dieses Mal übers Wochenende. Wie wäre es mit dem Columbus Day im Oktober? Ich weiß, es ist kein richtiger Feiertag, aber wir können ihn ja zu einem machen, mit gutem Essen, Trinken und dergleichen«, schloss sie ihren Monolog mit dem eigentlichen Grund ihres Anrufs. Am Ende folgte ein herzhafter Lacher, dem man nichts abschlagen konnte. Daher war die einzige

Antwort: ein »Ja«, wenngleich es mir schwer über die Lippen kam.

Anschließend plauderte ich kurz mit ihr, da ich wirklich versuchen wollte, eine richtige Beziehung aufzubauen. Doch so was brauchte Zeit und konnte man nicht erzwingen, schon gar nicht mit mir. Doch Malie tat alles dafür, um uns besser kennenzulernen und unsere verwandtschaftlichen Bande zu festigen.

Würde sie das auch noch wollen, wenn sie wüsste, was ich unserer Familie und mir angetan hatte? Ich bezweifelte es. Obwohl ich ihr lassen musste, doch eine ziemlich hartnäckige Person zu sein. Das war mir bereits bei unserem ersten Treffen bewusst geworden.

5. Kapitel

Paramore – »Brick by boring Brick«

Nat – im Spätsommer zuvor

Nervös dribbelten meine Finger auf dem angespannten Oberschenkel. Zum gefühlt hundertsten Mal strich ich mir durch meine blonden Locken, bevor ich meine Hand vorsichtig wieder auf Sarahs Schultern legte. Ich konnte mich einfach nicht dazu durchringen zu entspannen, egal wie oft ich den Versuch startete.

Am Steuer saß Johnny und summte zur Musik im Radio, was Sarah vor zwei Stunden hatte einschlafen lassen und mich ebenfalls etwas ruhiger gemacht hatte. Er tat das, seit ich ihn kannte, und versetzte mich dadurch in eine Zeit zurück, in der es zwar nicht immer leicht, aber noch nicht alles den Bach runtergegangen war.

Bevor wir eingestiegen waren, hatte ich angeboten, das erste Stück zu fahren, aber Johnny hatte bloß feixend abgelehnt und großspurig gemeint, er kenne das Land wie seine Westentasche und ich solle lieber ein wenig dösen.

Ich wusste, ihm war ebenfalls klar, wie sehr mir das bevorstehende Treffen an die Nieren ging, ohne es zu sagen. Er kannte mich neben Sarah wie kein anderer, doch Sarah redete mit ihm über die Geschehnisse der letzten Monate, konnte es dadurch verarbeiten. Ich nicht. Auch wenn es die beiden immer wieder anboten. Doch ich hatte kein Recht dazu, mir das alles von der Seele zu reden, mich danach womöglich besser zu fühlen. Es war alles meine verdammte Schuld, also sollte ich es spüren und leiden, jede verfluchte Minute. Die

Schuldgefühle waren Teil jedes Atemzugs, jeder Bewegung und, so verrückt es klang, irgendwie fühlte sich das genau richtig an.

Natürlich versuchte ich diese Gedanken zu verbergen, indem ich mich an Gesprächen beteiligte, mit ihnen lachte und versuchte Scherze zu treiben, aber manchmal sah mich einer der beiden so an, als könnten sie meine dunklen Gedanken erahnen. Vermutlich wusste Johnny über meine Schlafprobleme Bescheid und hoffte, dass ich wenigstens im Auto eine Weile pennen würde. Was aber unmöglich war, dazu rasten meine Gedanken zu sehr, so wie damals, als ich im Wagen gesessen hatte und der Baum immer näher ...

Plötzlich legten sich warme Finger auf meine zappelige Hand und umschlossen sie fest. »Tut mir leid, aber damit machst du mich echt nervös«, entschuldigte sich Sarah, die sich hochrappelte, da sie mit dem Kopf in meinem Schoß geschlafen hatte.

Ich zuckte ungerührt mit den Schultern. »Mir tut's leid. Ich konnte nicht schlafen. Habe ich dich geweckt?«

Sarah schüttelte den Kopf, was ihre braunen Locken zum Wippen brachte. »Ich glaube, so richtig habe ich auch nicht geschlafen, nur gedöst. Mir gehen so viele Dinge durch den Kopf. Was ist, wenn sie sich uns anders vorstellen? Wenn wir sie enttäuschen oder, ich weiß auch nicht, sie uns nicht mögen?«

Der Druck ihrer Finger um meine Hand wurde fester und am liebsten hätte ich sie umarmt, sie vor allem Schlechten bewahrt. Doch man musste nur in die Vergangenheit blicken, um zu sehen, wie sehr ich das bereits verkackt hatte. Daher

strich ich nur kurz mit dem Daumen über ihren Handrücken und versuchte mich an einem breiten Lächeln.

»Das ist doch absurd. Du bist der liebenswürdigste und freundlichste Mensch, den ich kenne. Aufopferungsvoll und geduldig, sehr geduldig. Ich habe nämlich überhaupt keine Ahnung, wie du es sonst mit dieser Nervensäge da vorne aushalten würdest. Dafür gebührt dir eigentlich ein Orden. Ein großer! Mit Gold und so Glitzerzeugs drauf.«

»Hey, du Knalltüte, ich kann dich hören. Und Sarah weiß eben, was gut ist. Sag's ihm Baby, wie gut ich bin", bettelte er theatralisch und Sarah lächelte dümmlich neben mir. Ein Lächeln. Genau das, worauf ich und vermutlich auch Johnny gebaut hatten.

Ich drückte noch einmal ihre Hand, bevor ich sie losließ.

»Keine Angst. Sie werden dich lieben. Das geht gar nicht anders. Außerdem sind wir bald da und dann kannst du dich selbst davon überzeugen, wie sehr sie dir verfallen sind und ich Recht habe.«

»Wow, Nat, bist du wie der Typ aus *The Sixth Sense*?«, fragte Johnny.

Verwirrt blickte ich nach vorne, wo ich im Rückspiegel Johnnys Blick begegnete. »Wieso?«

»Weil wir da sind. Gerade eben angekommen«, antwortete er, als der Wagen auch schon in eine Einfahrt abbog und zum Halten kam.

Johnnys Stimme klang gut gelaunt, obwohl die Anspannung darin und in der Haltung seiner Schultern zu sehen war. Konnte er durch unsere jahrelange Freundschaft ebenso leicht in mir lesen? Bei dem Gedanken wurde mir übel, doch anstatt darin zu verweilen, stellte ich eine blöde Frage, um die

Realität noch einen Moment auf später zu verschieben. »Warum der Typ aus Sixth Sense? Der konnte doch tote Menschen sehen.«

»Echt? Ich dachte, das war ein Wahrsager«, gab Johnny zurück und Sarah lachte erneut. »Jungs, euch darf echt keiner zuhören.« An mich gewandt fuhr sie fort: »Johnny kennt sich nicht mit Filmen oder generell ... mit Fernsehern aus«, lächelte dabei aber in seine Richtung, der ebenfalls diesen Ausdruck im Gesicht hatte, als würden sie ein Geheimnis teilen.

Da das Glück der beiden förmlich durch den ganzen Innenraum des kleinen Autos schwappte, riss ich die Tür auf und sprang hinaus.

Die Einfahrt war gepflastert, links und rechts mit kleinen Büschen versehen, und führte direkt zur großen Hauseingangstür, die dunkelgrün gestrichen war. Mit goldenem Türklopfer, wie ich aus der Entfernung erkannte. Generell war das Haus größer als alles, in dem ich bisher gewohnt hatte - außer natürlich Kelseys Heim. Dort hatte alles andere Dimensionen, die mir noch immer nicht begreiflich waren.

Dennoch wirkte das Haus meiner Großeltern viel heimeliger. Es war zweistöckig, in hellem Grau gestrichen, wobei die Fensterläden in Dunkelgrün gehalten waren, und oben drauf saß ein dunkelrotes Dach, das vor allem durch zwei Dachgiebel an den Seiten besonders zur Geltung kam.

Das Gespräch neben mir ließ mich den Blick von dem Zuhause meines thailändisch stämmigen Vaters Nawin abwenden, da Sarah gerade Johnny erklärte, er könnte sehr wohl mitkommen.

Doch er winkte ab. »Lasst mal, ihr braucht etwas Zeit mit euren Großeltern. Alleine. Ich fahr in der Zwischenzeit ein wenig in der Gegend herum. Schau mal, wo ich einen Happen essen kann, und komme später wieder.«

Nachdem wir uns von ihm verabschiedet hatten und ich das nächste Mal zum Haus blickte, war die Tür offen und dort standen sie. Es gab sie tatsächlich - unsere Großeltern väterlicherseits: Malie und Praphat Muangyai. Egal ob wir schon miteinander telefoniert hatten, irgendwie hatte ich bisher immer noch Zweifel gehegt, dass es sie wirklich gab, wir doch noch nicht vollkommen auf uns alleine gestellt waren.

Sarah ging auf sie zu, redete ein paar Worte und umarmte sie sogar. Ich hingegen beobachtete die ältere, sehr schlanke und sehr kleine Frau vor mir. Die Größe hatte Sarah eindeutig von ihr, da ich und Mum sie schon immer um einen Kopf überragt hatten. Außerdem hatte Malie leicht schräge Mandelaugen, da sie halb Thai, halb Amerikanerin war, und deren Form mich an die Bilder meines Vaters erinnerten. Besonders jetzt, wenn sie lächelte und die faltigen, aber graziösen Hände über Sarahs Haare strichen, dabei einen verwunderten Ausdruck im Gesicht.

Ihr Mann Praphat - mein Großvater - wirkte grimmiger, obwohl er sichtlich von Gefühlen überwältigt wurde, was ich an seinem ständigen Schlucken und dem dünnen Strich seiner zusammengepressten Lippen erkennen konnte, im Versuch jegliche Freudentränen zurückzuhalten. Beschützend legte er einen Arm um Malie, als könnte diese Blase des Glücks jederzeit zerplatzen. Sie lächelte noch immer strahlend,

wobei gleichzeitig ihr ganzes Gesicht tränennass war. Dass es Sarah genauso ging, musste ich nicht einmal überprüfen. *Und ich?* Was fühlte ich, während ich das alles wie ein Außenstehender beobachtete und analysierte, als wäre das eine Reality-Show und nicht mein eigenes Leben? Nicht meine Großmutter, oder in diesem Fall meine Großeltern, die ich erneut nicht retten konnte. Nicht meine Schwester, die ich wieder enttäuschen würde. Alles in mir war stumpf, leer und es fühlte sich an, als gehörte ich nicht hierher. Könnte ich ihnen ein besserer Enkelsohn sein? Sollte ich sie in mein Leben lassen? Wollte ich das?

Diese Fragen wurden mir nicht beantwortet, stattdessen riss mich Malie ohne Vorwarnung in ihre dünnen Arme. »Oh, Nathan. Endlich sehen wir uns. Es ist so schön, dass ihr gekommen seid. Wir können euch nicht sagen, wie froh wir sind. Das ist alles noch so unglaublich. Wenn wir nur schon früher von euch gewusst hätten ...«

Sie lachte, weinte, und obwohl mein Oberkörperumfang es ihr schwermachte, mich vollständig zu umarmen – sie war wirklich kurz geraten –, drückte sie mich so fest, dass ich fast keine Luft mehr bekam. Diese Kraft hätte ich der kleinen Lady nicht zugetraut. Was ihr noch eine Ähnlichkeit mehr zu Sarah verschaffte, mich zum Lächeln brachte und endgültig meinen Widerstand brechen ließ.

Einmal strich ich über meine Hosentasche, in welcher der Brief steckte, den ich seit Wochen mit mir herumschleppte und der mich stets verfolgte. Dann ließ ich los und umarmte sie ebenfalls, als ich in das Haar meiner neu gefundenen Großmutter antwortete: »Danke, dass ihr uns eingeladen habt. Es ist schön, euch kennenzulernen.«

Nach zwei Stunden kam Johnny wieder, der ebenfalls freundlich begrüßt wurde. Obwohl er vermeintlich einen Happen essen gefahren war, stürzte er sich ziemlich stürmisch auf die thailändische Hausmannskost, die Malie uns auftischte. Zuvor hatten sie uns das Haus gezeigt, auch das alte Zimmer meines Vaters, das noch unverändert geblieben war, seit dem Tag, nachdem er für immer gegangen war. Ein normales Jugendbett, Schrank, Schreibtisch, Stuhl - alles aus weißlackiertem Holz. Blauer Teppichboden, zwei Poster von Bands aus den 80er-Jahren an den Wänden und Pokale in den Regalen. Einige Fotos in silbernen Rahmen standen ebenfalls auf dem Tisch oder in den Regalen und zeigten unseren Dad als Kind, Jugendlichen, alleine oder mit Freunden und später als Erwachsenen. Nirgendwo war ein Bild meiner Mutter oder von uns Kindern zu entdecken. Es war, als hätte es diese Zeit mit meiner Mutter in seinem Leben gar nicht gegeben. Für unsere Großeltern definitiv nicht. Erst beim Dessert packte Sarah einige Fotos aus, auf denen wir als Kinder zu zweit oder gemeinsam mit unserer Mutter zu sehen waren. Leider hatten wir keines gemeinsam mit unserem Dad. Dazu waren unsere Eltern wohl nie gekommen, denn all diese Fotos hatte unsere Großmutter gemacht und als mein Dad noch gelebt hatte, hatten sie woanders gewohnt. Wo, wusste ich selbst nicht mehr, da ich noch zu klein gewesen war. An vieles konnte ich mich nicht mehr erinnern, nur an einige winzige Momente, Erinnerungen, die wie kurze Filme

aufflackerten und sein Gesicht zeigten, bevor sie wieder verschwanden. Aber immerhin hatte ich diese.

Sarah war noch kleiner gewesen, als er gestorben war und wir zu unserer Großmutter kamen, die von dieser Zeit an den Hauptanteil der Erziehung übernommen hatte. Mum war dazu nie richtig in der Lage gewesen, ihre Krankheit und auch der Drogenkonsum hatten das so gut wie unmöglich gemacht.

Zumindest hatte sie alles getan, was ihr möglich war, auch wenn ich ihr nie verzeihen würde, welchen Ausweg sie am Ende gewählt hatte, mit welchen Worten sie sich im Brief von mir verabschiedet hatte. Zeilen, die sich für ewig in mein Hirn eingebrannt hatten. Zuspruch, den ich nicht verdient hatte.

*Ich bin stolz auf dich ..., du hast unsere Familie zusammengehalten
..., ich weiß, dass aus dir ein großartiger Mann wird ...*

Von wegen. Der Abschiedsbrief brannte wie immer in meiner Hosentasche. Seit ich ihn geöffnet hatte und nicht loslassen konnte, nahm ich ihn überall mit hin, er steckte ständig in meiner Tasche, wie eine mahnende Erinnerung. Obwohl er verschlissen aussah, hatte ich ihn bloß einmal gelesen. Dennoch kannte ich ihn auswendig.

In diesem Moment riss mich Sarah aus meinen Gedanken, die unsere Fotos an Malie und Praphat reichte, die sie staunend betrachteten. »Hier. Ich dachte, ihr hättet vielleicht gerne welche? Wenn ihr wollt, könnt ihr sie gerne behalten, ich habe für euch Abzüge machen lassen.«

Sturzbäche aus Tränen, wie es mir vorkam, rannen wie zuvor über Malies Gesicht. Erst als sie sich wieder beruhigt und hundert Mal bedankt hatte, erzählte sie uns ihre Sicht der Geschehnisse und erlöste das Dunkel der Unwissenheit.

»Wir haben nie von euch erfahren. Wenn wir gewusst hätten, dass Nawin euch hatte, hätten wir alles getan, um euch zu finden oder Kontakt aufzunehmen. Wir haben so viel aufzuholen.«

Über den Tisch hinweg sah ich, wie Sarah erneut feuchte Augen bekam und Johnny unterm Tisch nach ihrer Hand griff.

Ich kniff die Augen zusammen und wandte mich an Malie:

»Warum habt ihr das nicht? Ich meine, von uns gewusst. Warum ist unser Dad, ohne sich bei euch zu melden, verschwunden?«

Ich konnte es mir denken, aber keine Ahnung warum, ich wollte es aus ihrem Mund hören. Sie machten hier auf glückliche, wiedervereinte Familie und übersahen dabei, wie kaputt wir waren. Sofort verdüsterten sich die Mienen aller am Tisch Anwesenden und schlagartig hatte ich ein schlechtes Gewissen, weil ich es nicht auf sich beruhen lassen konnte.

Anstatt Malie antworten zu lassen, ergriff ihr Mann das Wort. »Wir haben ihm verboten eine wildfremde Frau aus Europa zu heiraten. Sie haben uns ganz am Anfang besucht. Sie war eine weiße Frau, die nicht einmal richtig Englisch sprechen konnte, und sie haben uns gesagt, dass sie heiraten wollen. Nach nur einem Monat! Vielleicht könnt ihr euch vorstellen, dass dieses Zusammentreffen nicht gut verlaufen ist.«

Das war ein Anfang, mit Sicherheit nicht alles. Da steckte mehr dahinter. Meine Mutter hatte die beiden nie - mit keinem einzigen Wort erwähnt. Bei Gott, ich kannte meine Mutter, alle ihre Fehler - als Beweis trug ich eine lange Narbe an meinem Unterarm -, trotzdem habe ich fast immer zu ihr gehalten und versucht, Sarah so gut es ging davon abzuschirmen. Dennoch war es nicht okay, wenn sie mies

behandelt worden war, und schon gar nicht, wenn man das unter den Teppich kehren wollte.

»Und, weiter?«

Praphats Lippen wurden schmal, während wir uns eine Augenschlacht lieferten. Er wollte nicht damit herausrücken und ich würde nicht nachgeben. Auf keinen Fall. Dies sah er wahrscheinlich auch in meinem Blick und er seufzte tief. »Na schön. Als wir ihn das nächste Mal am Telefon hatten, haben wir ihn gezwungen, mit eurer Mutter Schluss zu machen.

Ansonsten ...«

Er machte eine Pause, in der ich kurz zu Sarah blickte, die gebannt an seinen Lippen hing. Sofort bereute ich das ganze Theater und meinen blöden Willen, sie die Wahrheit laut aussprechen zu lassen. Ich war der größte Arsch, den ich kannte. Dennoch war diese Einsicht zu spät, Sarah würde verletzt werden. Wieder - wegen mir.

»Wir haben ihm gedroht, sich hier nicht mehr blicken zu lassen und ihn zu enterben, falls er eure Mutter heiraten sollte.«

Sarah zog scharf die Luft ein, Malie schluchzte und Praphat legte einen Arm um ihre dünnen Schultern. Gleichzeitig starnte er mich finster an, mit einem Blick, der so viel sagte wie: »Zufrieden?« - *Nein, überhaupt nicht.*

Alles, was er noch laut dazu sagte, war: »Das war das letzte Mal, dass wir mit ihm geredet haben.«

Ich muss wohl nicht extra erwähnen, dass der Abend danach gelaufen war und wir rasch aufbrachen. Auf dem Rückweg sprachen wir drei nicht mehr viel miteinander, obwohl ich mich bei Sarah entschuldigt hatte, was mir einen halb mitleidigen, halb verletzten Blick von ihr einbrachte.

6. Kapitel

Alanis Morissette – »Uninvited«

Ava – Gegenwart

Ich bin nie ein Mensch gewesen, der etwas für Fantasy übrighatte, sei es in Büchern oder Filmen. Lief irgendein *Herr der Ringe*-Film oder eine Serie mit Gestaltwandler und andersartigen Monstern, war ich diejenige, die umschaltete. Auf einen guten Krimi, bei dem man mitraten musste, oder noch besser eine kitschige Liebesschnulze. Die hatten es mir speziell angetan, obwohl ich das eher für mich behielt, besonders jetzt, da mein schwarzes Erscheinungsbild noch weniger zu den zuckerrosafarbigem Filmen passte.

Daher war es naheliegend, nicht zu abergläubisch sein, nicht im Geringsten. Das sollte sich an diesem Tag ändern, obwohl ich beim Aufstehen wie immer keinen Gedanken daran verschwendete, dass heute *Freitag, der 13.*, war.

Mit meinem Rucksack ging ich wie gewohnt zur Uni, passte in den Vorlesungen auf, schrieb mit und ignorierte ansonsten alle anderen Studenten, die neben mir herliefen, sich miteinander in einem ständigen Lärm aus Gemurmel unterhielten und mich nicht weiter beachtetten. So wie es mir am liebsten war.

Nat blieb ebenso die ganzen Stunden verschwunden. Zwar wollte ich nicht nach seiner großgewachsenen Gestalt und seinen kurzblonden Haaren Ausschau halten, tat es aber dennoch. Wir hatten nichts ausgemacht oder dergleichen, doch während der letzten Tage nach unserem Gespräch im Flur

hatten wir ein zartes Band geknüpft, von dem ich hoffte, es mir nicht nur einzubilden.

Es war nämlich zur Gewohnheit geworden, gemeinsam an den Außentischen im Freien zu Mittag zu essen. Anstatt eingepfercht in der Aula mit den anderen Studenten zu sitzen, die uns und die wir ignorierten. Natürlich saßen wir nicht direkt beieinander. Nat saß an einem Tisch an einer Seite außen auf der Bank, ich auf der gegenüberliegenden Außenseite. Wir nickten uns jedoch kurz zu, redeten ein paar Worte, obwohl er mir nach wie vor ein Rätsel blieb.

Ich kannte zwar seinen ganzen Namen, wusste, woher er kam und wie seine Schwester hieß oder Dinge von seinem Studiengang, das war es auch schon wieder. Denn die Gespräche blieben allesamt kurz, oberflächlich, als hielt er sich zurück, um nicht in die Tiefen vorzudringen. Mir ging es ähnlich. Könnte ich mich wieder öffnen? Wollte ich das? Und wenn, dann mit jemandem wie Nat, der offensichtlich sein Päckchen zu tragen hatte? Oder war genau das der Grund, warum wir uns beinahe wortlos verstanden?

Manchmal, wenn ich von meinem mitgebrachten Brot oder Gemüse abbiss, blickte ich von meinem Buch hoch, um zu ihm hinüberzulinsen. Oft las er während des Essens in Unibüchern, rieb über sein Knie oder starrte gedankenverloren über die Wiese, die mit Tischen und Bäumen bestückt und mit herumlungierenden Studenten bevölkert war. Oder er guckte ebenfalls zu mir, nur um rasch wegzusehen. Manchmal hatte ich das Gefühl, gleich würde er aufstehen und zu mir rüberkommen, etwas Bedeutsames sagen. Dieser Eindruck konnte aber auch täuschen, denn jedes Mal stand er stattdessen auf und verabschiedete sich. So war es zumindest

die letzten Tage gewesen, doch gestern hatte sich irgendwas verändert, etwas Neues lag in der Luft.

Der Morgen hatte stressig begonnen und dieses unruhige Gefühl den ganzen Vormittag angehalten. Als ich schließlich zu Mittag mit dem Essen fertig war, hatte ich Heißhunger auf etwas Süßes. *Irgendetwas!* Also sah ich missmutig in meine leeren, ausgefütterten Behälter und seufzte laut. So laut, dass Nat fragend von seinen Unterlagen aufsaß, während er sich gerade einen Löffel köstlich aussehenden Obstsalat in den Mund schob. »Alles klar?«

Ich glaubte sogar einen lächelnden Funken in seinen Augen aufblitzen zu sehen, als er runterschluckte. Obwohl ich nichts sagte, sah er wohl meinen sehnsüchtigen Blick auf den Löffel, den er noch in die Luft hielt und soeben zurück in den Behälter steckte. Mit einem Zwinkern nahm er sich noch eine Portion und hielt mir dann einen Löffel Obstsalat hin. »Ernsthaft?«, fragte ich wenig geistreich nach.

»Klar, warum nicht?«

Hm, lass mich nachdenken. Weil du gerade davon gegessen hast und wir uns überhaupt nicht kennen?

Warum hatte ich ein Flattern in der Brust, als ich daran dachte, dass er ihn gerade benutzt und seine Lippen ihn berührt hatten? Statt wie eine kindische Idiotin diese Antwort zu geben, griff ich selbstbewusster, als ich mich fühlte, nach dem beladenen Löffel. Mit einem kurzen »Danke«, steckte ich ihn in den Mund und süße Frische spülte meinen Gaumen. *Mmh, köstlich.*

Nachdem ich ihn zurückgegeben hatte, konnte ich nicht anders, als Nat ganz genau zu beobachten, wie er den Löffel ungezwungen erneut belud und sich selbst bediente. Okay, ich

war doch ein Idiot, denn irgendwie fühlte es sich unglaublich intim an, wie ein kleiner Kuss, den man heimlich tauschte.

Belustigt hielt er in seinem Essen inne. Nat deutete meinen Blick, der womöglich Bände sprach. »Du denkst jetzt aber nicht, das wäre, als würden wir einen Kuss teilen? Genauso guckst du nämlich gerade.«

»Was nein, wieso? Nur weil das in Büchern, Filmen oder sonst wo immer der Fall ist?« Oh ja, und diese Filme hatte ich vermutlich alle gesehen, mit Popcorn auf dem Schoß und einem Taschentuch in der Hand.

Er zog auf meine Verteidigung hin die Stirn kraus, schüttelte dann leicht belustigt den Kopf. »Nein, das nicht. Ich dachte nur nicht, dass wir beide so kindisch sind.«

Ha, also hat er sich dasselbe gedacht!

Plötzlich sank meine Stimmung jedoch, das Flattern erstarb und auch sein Ausdruck wurde wieder ernst. Schlagartig fiel mir auf, gerade nicht die ganze Zeit über Tod, Schmerz und Verlust nachgedacht zu haben, sondern vollkommen in einer neuen, besseren Welt gewesen zu sein. An dieser wollte ich festhalten, so lange es ging, daher zuckte ich lässig die Schultern. »Warum nicht? Das Leben ist hart genug.

Vielleicht sollte man gerade deswegen hin und wieder kindisch sein?«

Erkennen leuchtete in seinen braunen Augen auf, die mich zum ersten Mal richtig anlächelten, und Nat hatte ein umwerfendes Lächeln, wenn er es denn zeigte.

»Das hört sich sogar logisch an. Wenn, dann lass uns gemeinsam kindisch sein«, neckte er mich schelmisch, nahm den Löffel in den Mund und reichte mir anschließend den

nächsten Happen, den ich grinsend annahm. So leicht, so verspielt, so frei von allem. Ich wollte in diesem Moment, in dem Gefühl, ertrinken.

Und so saßen wir einige Minuten auf der Bank, aßen gemeinsam seinen Obstsalat und beobachteten uns dabei mit amüsiertem Funkeln in den Augen. Als wir ihn schließlich vollständig verputzt hatten, war ich sogar etwas enttäuscht. Doch dann hob Nat seine Wasserflasche, trank davon und reichte sie mir grinsend. »Auch Lust darauf?«

Lächelnd streckte ich über den Tisch meinen Arm aus, um nach ihr zu greifen. »Klar! Dann also auf eine zweite kindische Runde! Wusste gar nicht, wie viel Spaß das macht.«

Nat nahm ebenfalls noch einen Schluck, bei dem ich ihn genau beobachtete, wie sich seine Lippen um die Flaschenöffnung legten, die ich gerade eben berührt hatte, und sich seine Kehle beim Schlucken bewegte. Dabei wurde mein eigener Mund staubtrocken.

Dann war er auf einmal schnell aufgestanden und hatte seinen Rucksack geschultert. Mit einem Zwinkern hatte er sich umgedreht und die Worte »Kommt wohl immer darauf an, mit wem« in der Luft schwebend bei mir zurückgelassen, bevor er in dem Gewühl der anderen Studenten verschwunden war.

Deswegen konnte man sagen, dass ich an diesem Nachmittag etwas nervös war, während ich zum Platz mit den Tischen ging und die Szene von gestern durchspielte. Außerdem war ich heute spät dran, die meisten Plätze frei, weil viele bereits nach Hause gefahren waren und der Rest in der nächsten Vorlesung saß. Mein nächster Kurs war erst in einer Stunde und diese Zeit wollte ich in der Sonne verbringen. Nat saß

an einem der Tische und kurz überlegte ich, mich direkt neben ihn zu setzen, verwarf den Gedanken gleich wieder. Als ich wie immer gegenüber Platz nahm, sah er auf und lächelte leicht. »Hallo. Ich dachte schon, du kommst heute nicht, weil ich gestern zu kindisch war.«

»Zu kindisch gibt es nicht«, gab ich zurück und sah mit einer gehobenen Augenbraue auf eine durchsichtige Plastikflasche vor ihm, die gerade noch mit zwei Schluck einer braunen Flüssigkeit befüllt war. Meinem Blick folgend, seufzte er. »Okay, das ist jetzt tatsächlich lächerlich. Ich habe heute nichts Essbares dabei. Aber ich habe dir etwas von meinem Proteinshake übrig gelassen ...«

Neugierig griff ich danach, doch er wedelte mit den Armen.

»Nein, du musst das jetzt nicht trinken. Das war nur ein Scherz ...«, erklärte er und wirkte für seine sonst distanzierte, harte Schale direkt verlegen.

Dennoch kostete ich das Getränk und konnte seinen intensiven Blick auf mir spüren. Zart, beinahe wie ein Streichen über meine Haut. »Danke. Gewöhnungsbedürftig, aber schmeckt nicht so schlecht, wie ich erwartet habe.«

Nachdem ich ihm die Flasche zurückgegeben hatte und mein Essen hervorholen wollte, hörte ich plötzlich das laute Organ und Gekicher von Kimy Kinsky. Dieser Namen ging einfach nur im Doppelpack. Unwillkürlich zog ich den Kopf ein, ließ die Haare nach vorne rutschen und konzentrierte mich übertrieben intensiv auf meine Finger. Die Hoffnung, sie würde mich übersehen, zerplatzte jäh, nachdem ihre übertrieben hohe Stimme an mein Ohr drang. »Wen haben wir denn da? Wenn das keine nette Überraschung ist!«

Wobei bei ihr nett eher so klang, als wäre ich ein schleimiger Frosch, der ihre Lieblingsbluse ruiniert hatte. In meinem Magen zog sich alles zusammen, doch ich würde mir lieber einen Finger abbeißen, anstatt sie meine Furcht zu zeigen. Also drehte ich mich in ihre Richtung und lächelte ebenso süßlich. »Ganz meinerseits.«

Gemeinsam mit einem ebenso geschminkten Püppchen und einem neuen Schönling hatte sie sich zwei Tische weiter platziert. Nat schwieg, starrte Kimy aber fast genauso feindselig an wie sie mich. Wobei Kimy mit dem Hintern auf der Tischplatte saß, die Füße übereinandergeschlagen auf die Sitzfläche gestellt. Ihr Romeo für diese Woche stand dicht neben ihr, beachtete mich gar nicht, sondern küsste ihren Hals, während eine Hand ihren Oberschenkel streichelte, dabei ungeniert unter ihren Rock wanderte. *Eklig.*

Ihre Freundin hatte soeben noch desinteressiert ihre Haare auf Spliss kontrolliert, sah nun gehässig in meine Richtung, als Kimy fortfuhr: »Weißt du eigentlich, was man heutzutage alles so im Internet findet, wenn man einen Namen eingibt? Ich wusste gar nicht, dass du so etwas wie eine Berühmtheit bist.«

Ich kniff leicht die Augen zusammen. Meinte sie meine Familie, weil meinem Onkel eines der bekanntesten Musiklabels der Westküste gehörte? Darauf hoffte ich. »Willst du jetzt ein Autogramm oder soll ich raten, was genau du von mir möchtest?«, gab ich gelangweilt zurück. Zumindest hoffte ich, so zu klingen. Meine Handflächen begannen zu schwitzen, aber ich hütete mich davor, sie an meinem schwarzen Rock abzuwischen, der mir über die Knie reichte. Obwohl mir heiß war, widerstand ich zusätzlich dem

Drang die Ärmel meines rot-schwarz karierten Hemds hochzukrempeln, unter dem ich ein weißes Top trug. Kimys Lächeln verzog sich, doch es blitzte gefährlich in ihren Augen auf, was mich schlucken ließ. Warum konnte ich nicht einfach die Klappe halten? Und was dann? Mich ungeniert von so einem Biest terrorisieren lassen? Nie im Leben. Diese Restwürde hatte ich mir immerhin noch erhalten, die jedoch augenblicklich in sich zusammensackte. Kimy holte aus ihrer Tasche den Ausdruck eines Zeitungsausschnittes hervor und wackelte damit in meine Richtung. »Ja, bitte hier drauf. Das würde sich gut in meiner Sammlung verrückter Schlampen machen, mit denen ich auf die Uni gehen muss.« Meine Augen mussten riesig sein, meine Atmung beschleunigte sich, obwohl es sich anfühlte, ich bekäme zu wenig Luft. Ich kannte diesen Artikel, ohne die Überschrift genau lesen zu können. Das Bild darauf reichte, um das zu wissen. Es zeigte meinen alten Wagen, der nach dem Unfall vorne ein einziges, eingedrücktes Knäuel aus Blech, Metall und Schläuchen war. Darunter zwei kleine Bilder – von mir und Sam. Sams Bild hatte diesen unverkennbaren schwarzen Rand, der mir das Blut in den Adern gefrieren ließ, und die Trauer, neben all den anderen Gefühlen, zurück an die Oberfläche katapultierte. Dabei hatten sich die letzten Minuten, die beiden vergangenen Tage, wieder so schön normal, so leicht angefühlt. Was für ein unsinniger Traum ...

Wie eine Schlange, die meine trostlosen Gefühle witterte, richtete sich Kimy triumphierend auf. Hatte sichtlich nicht genug. »Bist du deshalb hierhergekommen, arme, kleine Ava? Um deiner Vergangenheit zu entfliehen? Aber weißt du, Karma

ist eine Bitch und man kann vor solchen Dingen nicht einfach davonlaufen. Besonders wenn die Leute es herausfinden.«

Für ihr Lächeln gab es nur die Bezeichnung böseartig und ich konnte mir sehr gut vorstellen, wie sie diesen Bericht zu gerne mehrfach kopieren würde, um ihn auf dem gesamten Unigelände aufzuhängen. Wenn sie das nicht schon längst getan hatte. Mich fröstelte.

»Was willst du von mir?«, knurrte ich grimmig. Ansonsten wäre mir wohl bloß ein Schluchzer entkommen. In der Zwischenzeit war ich aufgestanden, unschlüssig, ob ich auf sie zugehen und ihr das Papier wegnehmen oder davonlaufen sollte.

»Weiß noch nicht, aber ich bin mir sicher, mir fällt etwas ein. Fangen wir doch mit deiner Mitbewohnerin Lourdes an, sag ihr, sie soll -«

Doch weiter kam sie nicht. Ohne es bemerkt zu haben, war Nat aufgesprungen, stand direkt vor ihr und riss Kimy den Zettel aus der Hand. »Lass sie in Ruhe! Was bildest du dir eigentlich ein hier auf Superschlampe zu machen? Hast du zu viele High-School Teeniefilme gesehen?«, fauchte Nat und ich konnte das Zittern seiner Unterarme bis hierhin erkennen. Als würde er sich zurückhalten und wäre so angespannt wie ein Bogen kurz vor dem Reißen.

»Was geht es dich an, was ich tue? Bist du ihr Freund, oder was?«

Ihre Stimme war abfällig, als wüsste sie die Wahrheit, was auch nicht schwer zu erraten war. Wer würde nach allem mit mir zusammen sein wollen? Niemand. Egal, ob wir herumgeplänkelt hatten. Das war nur Spaß gewesen, keine ernsthafte Sache.

»Ja! Bin ich.«

Überrascht sah ich zu Nat hinüber, versuchte die Augen nicht erschrocken aufzureißen.

Kimy überspielte ihre Verwunderung besser. »Wenn das so ist, würde ich aufpassen, dass du nicht der Nächste auf der Bahre bist. Deine Ava hat nämlich die Angewohnheit ihre Freunde zu killen. Und komisch, wie der Zufall es will, war ihr toter Ex auch blond. Scheint wohl Schicksal zu sein.«

Meine Schultern sackten nach unten, während Übelkeit in mir aufstieg. Es stand zwar in den meisten Berichten, die Fahrerin des Unfallwagens gewesen zu sein, jedoch war immer von einem Unfall die Rede gewesen. Ich gab mir seitdem selbst die Schuld, das aber erneut ausgesprochen vor die Füße geworfen zu bekommen, nahm mir die Luft, die Standhaftigkeit. Eine Träne rann still und leise über meine rechte Wange, dann drehte ich mich um, bevor sie es sehen konnte, und rannte davon.

Nur kam ich nicht weit. Wegen meiner Unachtsamkeit vergaß ich mein Bein, stolperte in einer kleinen Rasenmulde und es passierte das, wovor ich seit Monaten Angst gehabt hatte. Ich fiel wie in einem schlechten Film der Länge nach ins Gras. Was den Sturz zwar dämpfte, aber ich presste dennoch vor Schock fest die Augen zusammen. *Das ist nicht wahr. Das ist ein böser, böser Albtraum.*

Dennoch spürte ich es ganz eindeutig. Der Wind streifte mein Bein, meine Oberschenkel. Der Rock war fast bis zum Hintern hochgerutscht und gab das darunterliegende frei. Meine Hoffnung, durch die dicke, schwarze Strumpfhose den Übergang der Beinprothese zum Oberschenkel nicht erkennen zu können, zerbrach sofort, als ich die anderen überrascht Luft holen

hörte. Wie erstarrt und festgefroren in der grausamen Wahrheit, die man nicht glauben wollte, aber meine Wirklichkeit war.

Nicht alle waren erstarrt. Eine starke Hand legte sich um meinen Oberarm und zog mich auf die Beine. Nats Geruch gab mir kurz die nötige Stärke, meine Würde zurückzuholen.

Dennoch schüttelte ich ihn ab und eilte ohne ein Wort, so schnell ich konnte, davon. Dabei hörte ich ihn verdächtig wütend in die andere Richtung rufen »Bleibt ihr ja fern, oder ihr -«, doch ich blieb nicht stehen, um den Rest seiner Worte an Kimy und ihre Gefolgsleute zu hören.

In meinem Wagen angelangt, sank ich erleichtert gegen den Sitz. Dann ließ ich die Mauern fallen und die Tränen fließen, obwohl ich mir vor Monaten geschworen hatte, stärker zu sein als mein Elend. Die Scham war zu groß, genauso wie der Kummer und die Bilder, die erneut auf mich einschlugen und mich unter meiner Schuld begruben. Auch wenn es zum Teil anders war, als alle dachten.

Ava - Anfang des Jahres

Die Weihnachtsferien neigten sich dem Ende zu und was taten Jugendliche in so einem Moment? Sie schmissen eine wilde Party. Klarerweise wollte Sam dorthin, denn er war noch nie ein Kind von Traurigkeit gewesen, genauso wie seine Schwester und meine beste Freundin Steph. Beide beknieten mich, zu kommen, und wie immer konnte ich nicht nein sagen. Da ich aber nicht verkatert sein oder zu ausgiebig feiern wollte, kurz bevor die Schule wieder losging, fuhr ich mit meinem eigenen Wagen dorthin - einem kleinen, schnittigen Beetle in Kirschrot.

Ich war keine ultra Streberin, falls das jetzt so klang. Bloß lernte ich gerne und durch die guten Noten rückte mir mein Dad nicht auf die Pelle, weil ich neben dem Lernen zusätzlich im Leichtathletik Team der Schule war. Dabei war ich sogar eine der Schnellsten im 200-Meter-Lauf und ich konnte mir nichts Schöneres vorstellen, als die Bahnen entlang zu laufen wie der Wind, der über den Rasen strich. Es fühlte sich nach Freiheit an, dort konnte ich richtig atmen.

Daher lernte ich, um in Ruhe mein Lauftraining und die Wettkämpfe machen zu können. Denn Dad hatte meine berufliche Zukunft bereits in seinen Gedanken festgelegt: Entweder sollte ich nach einem Studium in der Firmenleitung des Familienkonzerns mitwirken oder in seiner Abteilung im Controlling arbeiten. Auf alle Fälle in der Führungsebene, bei den Anzugträgern und Kostümladies.

Gezwungenermaßen würde ich später eins davon tun, aber nicht nur. Mein Traum war ein anderer, und zwar einmal mein Land bei den Olympischen Spielen zu vertreten. Also bei den richtigen, denn bei den Junioren hatte ich bereits den achten und sogar den dritten Platz erreicht. Was meinen Ehrgeiz nur weiter entzündet hatte - ich wollte noch schneller werden, noch höher hinaus.

Daher waren Alkohol und zu lange Partys nicht wirklich mein Ding, für Sam und Steph machte ich hin und wieder Ausnahmen. Da die beiden über Weihnachten und Silvester mit der Familie Skifahren gewesen waren, würde ich Sam heute zum ersten Mal im neuem Jahr wiedersehen. Wir waren bereits über ein Jahr zusammen, dennoch war ich etwas nervös, als ich den Wagen parkte und ausstieg.

Kalter Wind fuhr durch mein dünnes Kleid, während ich mit den hohen Schuhen über die regenfeuchten Pflastersteine stöckelte. Durch die geschlossene Tür drang der wummernde Bass der Musik nach draußen. Bevor ich eintrat, steckte ich mir schnell ein Tic Tac in den Mund und atmete tief durch.

Was sollte schon schiefgehen?

Dann öffnete ich die Eingangstür und die Hitze der stehenden Luft, die mit dem Duft von Alkohol, zu viel Parfüm und Zigaretten getränkt war, umschlang mich. Neben der Musik dröhnten auch die lauten Stimmen der bereits angeheiterten Menge in meinen Ohren, was beinahe meine eigenen Gedanken übertönte. Neben mir ging ein Typ mit einem Tablett voller gelgefüllter Schnapsbecher aus Plastik herum. Da ich vorhatte heute ein paar Stunden zu bleiben und hier noch etwas zu essen, griff ich nach einem Becher und schluckte den süßen Wackelpudding, der scharf in meiner Kehle nachbrannte.

Meine Nervosität flachte etwas ab, was auch der Sinn der Sache gewesen war. Mit einem freudigen Lächeln trat ich meine Suche an. Nach einer halben Runde durch das Erdgeschoss des vollgestopften Hauses irgendeines Spielers unserer Football-Mannschaft, trat ich in das Wohnzimmer, in dem sich tanzende Pärchen befanden, die halb zur Musik zuckten oder wild herumknutschen. Da Sam nicht wirklich zu den Tänzern gehörte und mit Ausreden nicht verlegen war, wenn ich mit ihm tanzen wollte, hatte ich mich schon halb wieder umgedreht, um oben nachzusehen, als plötzlich Steph vor mir stand.

»Endlich, da bist du ja. Wir dachten schon, du kommst gar nicht mehr«, begrüßte sie mich leicht lallend und lachte darüber.

Nach einer Umarmung wollte sie mich zur Seite ziehen, da hielt etwas meinen Blick gefangen und ließ mich erstarren. Sams blonde, zerzausten Haare wirkten in dem Discolicht, das durch den Raum flackerte, stellenweise weiß, dann rot und wieder blau oder grün, während er sich rhythmisch zu einem schnellen Beat bewegte. Er tanzte sonst nie - schon gar nicht so.

Was mein Herz aber zum Stolpern brachte, war das Mädchen, das mit dem Rücken zu ihm einen Arm nach hinten um seinen Nacken geschlungen hatte und lasziv mit ihren Hüften kreiste. Nahe genug an seiner Leistengegend, wodurch ihr Po seine Vorderseite immer wieder streifen musste. In diesem Moment drehte sie sich schwungvoll um und verschränkte beide Arme in seinem Nacken, räckelte sich dabei wie eine Striptease-Tänzerin um eine Stange. Ihr Mund näherte sich ihm und sie schleckte über seinen Hals. Mir wurde schlecht bei diesem surrealen Bild.

Warum stieß er sie nicht fort? Wie konnte er das zulassen? Ich wollte nur weit weglaufen, rennen, so schnell mich meine Beine trugen. Vermutlich hatte ich einen Ton vor mir gegeben oder etwas Anderes hatte seine Aufmerksamkeit erregt, denn plötzlich blickte er auf und sah mich über die Tanzfläche hinweg an. Es konnte an Steph gelegen haben, die wie wild an meinem Arm zerrte und auf mich einredete von wegen »Es ist nicht so, wie es aussieht. Komm schon, lass uns Spaß haben.« Doch ich hörte sie kaum. Ich fühlte ... *nichts*.

Wirbelnd drehte ich mich um, quetschte mich zwischen verschwitzten Körper hindurch und rannte aus dem Haus, direkt zu meinem Wagen. Bevor ich ihn erreichen konnte, wurde mir schlecht und ich glaubte, mich übergeben zu müssen. Außer warmer Luft kam nichts, deshalb richtete ich mich auf, eilte weiter und glitt auf den Fahrersitz des Autos. Hier wegzukommen, so weit wie möglich, war meine oberste Priorität. Was danach kommen würde? *Keine Ahnung*. Mit zitterigen Fingern steckte ich den Schlüssel ins Schloss und startete den Wagen, als ruckartig die Tür aufgerissen wurde und Sam auf den Beifahrersitz sprang.

»Warte, Ava. Das war ein blödes, ein ganz blödes Missverständnis.«

»Raus. Aus. Dem. Wagen«, zischte ich.

»Lass uns darüber reden. Wir haben nur getanzt und ... ein bisschen übertrieben, ich weiß das. Es tut mir leid. Ich ... ich hab zu viel getrunken ... und dich so vermisst. Ich weiß auch nicht, ich war ein Idiot.«

Flüchtig sah ich zu ihm hinüber und seine Augen waren glasig. Vielleicht war er tatsächlich noch betrunken, wie er klang, obwohl er viel vertrug. Dennoch, er hatte sich von einer anderen anmachen lassen und es war egal, wie betrunken er womöglich war. Was, wenn ich nicht gekommen wäre - wie weit hätte er es getrieben?

»Stimmt, das warst du - ein verfluchter Idiot! Und jetzt steig aus, bevor ich mich vergesse. Ich will dich nicht mehr sehen. Es ist aus! Verschwinde!«

Ich war so wütend. Am liebsten hätte ich ihm oder dem Mädchen die Nägel in die Haut gegraben, ihnen die Augen ausgekratzt. Egal was, aber auf alle Fälle etwas

Schmerzhaftes, obwohl mir bewusst war, dass ich zu Hause wie ein Häufchen Elend flennen würde.

»Sei nicht so, bitte. Es tut mir so leid. Lass mich mit dir kommen ... und morgen reden wir.«

Ich lachte hysterisch. »Klar, nach der Sache heute lasse ich dich bei mir schlafen. Für wie blöd hältst du mich?«

»Dann fahren wir eben zu mir«, schlug Sam vor.

»Ich will nach Hause, in mein Bett. Alleine. Was du machst, ist mir scheißegal.« Was nicht ganz stimmte.

»Ohne dich will ich aber nicht mehr auf die Party. Kannst ... kannst du mich bitte nach Hause bringen?«

»Ruf dir ein Taxi.«

»Bitte, Ava. Ich ... ich weiß nicht, wo mein Handy ist und ... ich will da nicht mehr rein. Nur den kleinen Umweg, bitte. Und morgen gehen wir in ein Café und reden. Bitte, gib mir noch eine Chance. Wir ... wir gehören zusammen«, bettelte er immer verzweifelter mit dünner werdender Stimme und fuhr sich durch die Haare. Dabei zitterte seine Hand. Wegen des vielen Alkohols oder weil er wirklich so fertig war, weil ich mit ihm Schluss machte, wusste ich nicht.

Ich schalt mich eine schwache Idiotin, konnte aber nicht anders als nachzugeben. Zumindest würde ich ihn nach Hause bringen. Für danach hatte ich keine Pläne, da war nur Leere in meinem Kopf.

»Na schön. Schnall dich an. Ich bringe dich heim. Aber ich will heute kein Wort mehr hören, sonst schmeiße ich dich raus. Verstanden?«

Er nickte nur und grinste charmant wie früher, als er mich erobert hatte. Der Schmerz des Verrats pochte dabei umso heftiger in meiner Brust. Ohne mir etwas anmerken zu lassen,

legte ich den Gang ein und fuhr los. Sam hielt sich an sein Versprechen, wofür ich dankbar war, denn so konnte ich mich auf die Straße konzentrieren. Leichter Regen prasselte auf uns und die Straßen leuchteten feucht im Licht der Autoscheinwerfer. Nach mehreren Minuten, in denen wir schweigend im Auto saßen, wurde er unruhig neben mir. Zwar machte er keinen Laut, legte mir jedoch eine Hand auf mein nacktes Knie.

»Finger weg, sonst fliegst du.«

Ich konnte sein hinterlistiges Grinsen nicht sehen, sondern hörte es in seiner Stimme. »Du hast nur was von nichts Reden gesagt. Nichts von Berührungen. Außerdem magst du das«, neckte er verspielt wie sonst, wenn wir intim wurden.

Seine Finger glitten höher, rutschten unter den Saum meines Kleides. Obwohl ich zornig wie nie in meinem Leben war, bekam ich eine Gänsehaut, die er unter seinen Fingerkuppen spürte, weil er wie ein Gewinner lachte. *Verräterischer Körper!*

Mit einer zu raschen Bewegung schnallte er sich ab, um sich zu mir zu drehen und drückte mir einen Kuss in den Nacken, als seine Hand weiterrutschte. Vor Überraschung quiekte ich auf und fuhr Sam an. »Spinnst du, schnall dich an!«

»Zuerst sagst du mir, dass es dir gefällt, wir darüber reden werden und du mir noch eine Chance gibst.«

Er richtete sich etwas auf, doch seine Finger berührten plötzlich den empfindlichen Punkt zwischen meinen Beinen. Schockiert fuhr ich herum und sah in sein Gesicht, das zuerst im Schatten lag, gleich darauf von Licht angestrahlt wurde. Mit Übelkeit erregendem Grauen sah ich wieder zur Straße, um direkt in zwei helle Scheinwerfer zu blicken. In

heller Panik verriss ich das Lenkrad, der Wagen schlitterte und ratterte holprig dahin, was meine Zähne zum Klappern brachte.

Als Nächstes folgte ein lauter Knall, der mich herumwarf, ein Schrei, das Geräusch von splitterndem Glas. Lichter, die vor meinen Augen verschwammen, sich drehten und nicht aufhörten zu flackern.

Dunkelheit, durchzogen von Schmerz und zähem Blut, das hinab tröpfelte.

Tropf, Tropf, Tropf ...

Und immer wieder ein Schrei ...

Ein Schrei, der durch mich hindurchging, um mich haften blieb, bis alles in Schwärze versank ...

Ende der Leseprobe